

General der Artillerie a. D.
Friedrich Freiherr Kress von Kressenstein

München 13 , 12. Oktober 1943

An die Direktion des Heeresarchives

München 22
Hofgartenstrasse .

Im Zuge meiner nur für die Familie und Nicht für Veröffentlichung geschriebenen Lebenserinnerungen habe ich auch eine Darstellung meiner Mission im Kaukasus im Jahre 1918 zu Papier gebracht. Meine Niederschrift stützt sich auf Tagebuchaufzeichnungen und darf deshalb für sich in Anspruch nehmen, dass die in ihr enthaltenen Angaben zutreffend sind.

Meines Wissens existiert noch keine erschöpfende und völlig zutreffende Darstellung der Beziehungen Deutschland zu den Kaukasusstaaten während des ersten Weltkrieges. Unter diesen Umständen ist es vielleicht zweckmässig, meine in Abschrift beiliegende Abhandlung als Quellenmaterial zu den Akten des Heeresarchives zu nehmen.

Sollte das Heeresarchiv kein Interesse an meinem, keinen Anspruch auf eine wissenschaftliche Arbeit erhebenden Bericht haben, so bitte ich um seine gefällige Rücksendung unter der obenstehenden Adresse.



General der Artillerie Friedrich Freiherr von Kress.

Meine Mission im Kaukasus

Am 4. Mai 1918 war ich zur Vertretung des Bayerischen Militärbevollmächtigten General von Hartz, der ein Korps übernehmen sollte, zur OHL¹ kommandiert worden. Am 10. Mai liess mich in Avesnes General Bartenwerffer, der Chef der Abteilung Politik im Grossen Hauptquartier zu sich bitten. Er setzte mich in grossen Zügen über die damalige Lage im Kaukasus ins Bild und führte aus, dass OHL und Auswärtiges Amt, beabsichtigen einen deutschen Vertreter und einige deutsche Truppen nach dem Kaukasus zu schicken. Aufgabe dieser Mission sei es, Ordnung und Sicherheit im Kaukasus herzustellen, die Türken zu verhindern, dass sie sich im Widerspruch zum Friedensvertrag von Brest Litowsk in den Besitz Kaukasischen Gebietes setzten und endlich die reichen Vorräte des Kaukasusgebietes an Öl, Manganerz, Kupfer usw. für die Kriegführung der Mittelmächte nutzbar zu machen. General Ludendorff lasse mich fragen, ob ich bereit sei, diese Mission zu übernehmen.

Ich erbat mir kurze Bedenkzeit. Obwohl diese Verwendung nicht den Vorstellungen und Hoffnungen entspraoh, die ich mir von meiner militärischen Karriere gemacht hatte, entschloss ich mich, den Auftrag anzunehmen. Nicht nur widersprach es meinem [sic] militärischen Fühlen, eine mir angebotene Aufgabe abzulehnen, sondern ich fühlte mich von meiner Verwendung auf dem westlichen Kriegsschauplatz als Zuschauer und Vertreter des Militärbevollmächtigten in hohem Grade unbefriedigt. Ich wusste auch, dass General von Hellingrath, damaliger Bayerischer Kriegsminister, die Absicht hatte, mich, zum Militärbevollmächtigten zu ernennen und war über diese Aussicht keineswegs erfreut. Im Frieden hatte ich diese Stellung ganz gerne innegehabt, aber nicht im Kriege. Die Anfrage, ob ich die Mission im Kaukasus übernehmen wollte, war überdies In eine für mich so schmeichelhafte Form gekleidet, dass ich schon deshalb nicht ablehnen konnte. Lediglich wegen meiner guten alten Mutter hatte ich Bedenken. Ich wusste, dass sie es schwer nehmen würde, wenn ich wieder auf unbestimmte Zeit so weit von ihr und der Heimat entfernt sein würde, aber andererseits war ich davon überzeugt, dass ihr tiefes Gottvertrauen und ihre Vaterlandsliebe ihr helfen würden widerspruchslos auch dieses Opfer zu bringen. Ich habe mich auch nicht in ihr getäuscht.

Ich erklärte General Bartenwerffer noch am gleichen Tage, dass ich bereit sei, die Aufgabe zu übernehmen, dass ich aber auch einige Bitten stellen müsste. Ich hielt es für notwendig, dass der Reichskanzler Graf Hertling und Staatssekretär von Kühlmann mit meiner Entsendung einverstanden seien und dass ich für die Dauer meiner Verwändung im Kaukasus dem Auswärtigen Amt unterstellt wurde. Um ein ähnliches Nebeneinander und Gegeneinanderarbeiten der deutschen Dienststellen und Behörden wie in Konstantinopel und in der Ukraine zu vermeiden, hielt ich es ferner für erforderlich, dass alle im Kaukasus eingesetzten deutschen Organe mir unterstellt würden und nur über mich an ihre heimischen Behörden berichten dürften. Endlich erwähnte Ich noch, dass es im Hinblick auf das jugendliche Lebensalter der russischen Generale meine Aufgabe erleichtern würde, wenn ich für die Dauer meiner Verwendung im Kaukasus zum Generalmajor befördert würde.

Die Unterstellung unter das Auswärtige Amt hielt ich nicht nur wegen des diplomatischen Gharakters meines Auftrages für notwendig - General von Bartenwerffer meinte: "Warum soll

¹ Die Oberste Heeresleitung

nicht auch einmal ein vernünftiger Mensch im Auswärtigen Dienst Verwendung finden?" - sondern hauptsächlich liessen die damals bestehenden, sehr schlechten Beziehungen zwischen OHL und AA² mir nur dann eine erspriessliche Tätigkeit erhoffen, wenn das AA mich als seinen Vertreter ansah. Als ich gelegentlich einmal Ludendorff frug, ob sich denn nicht durch einen regeren persönlichen Verkehr mit Kühlmann eine Besserung der unerfreulichen Beziehungen zwischen OHL und AA herbeiführen liesse, meinte er: „Das hat keinen Wert. Wir sprechen verschiedene Sprachen und verstehen uns nicht. Die Herren vom Auswärtigen Amt denken nicht deutsch.“

Mit meiner Unterstellung unter das AA erklärte sich Ludendorff einverstanden, jedoch mit dem Vorbehalt, dass ich in militärischen Dingen unmittelbar von der OHL Weisungen erhalten müsse. Auf meinen Einwand, dass aus dieser Doppelunterstellung Schwierigkeiten erwachsen könnten, erwiderte Ludendorff : „Sie müssen zu meinem Takte das Vertrauen haben, dass ich Sie nicht in Konflikte mit ihren Pflichten gegen das AA bringen werde.“ Tatsächlich sind aus der Doppelunterstellung keine Schwierigkeiten erwachsen

Mit meiner Bitte, dass mir alle im Kaukasus eingesetzten deutschen Organe unterstellt sein sollten, war Ludendorff einverstanden. Wie ich hier vorwegnehmen möchte, hat er diese Zusage nicht eingehalten. Der Vertreter des Chefs der Abteilung III B (Spionage und Spionageabwehr), ein Major Hey, berichtete unter Umgehung meiner Person an seinen Auftraggeber und dabei verblieb es auch, als ich unter Berufung auf die seinerseitige Zusage Ludendorffs dagegen Einspruch erhob. Es entzieht sich meiner Beurteilung, ob diese direkte Berichterstattung an III B unbedingt erforderlich war. Jedenfalls sind aus ihr mancherlei Unzuträglichkeiten entstanden, denn abgesehen von den in der Person des Majors Hey liegenden Unzulänglichkeiten war er über Vieles nicht oder nur unzutreffend unterrichtet und berichtete dementsprechend unrichtig und unzutreffend.

Am 12 Mai, um 10.30 Abends wurde ich zu einer längeren Aussprache zu Ludendorff befohlen. Er war Ungewöhnlich liebenswürdig und mitteilend, entwickelte mir nochmals eingehend seine Meinung über die von mir im Kaukasus zu lösenden Aufgaben und erweiterte sie dahin, dass ich dafür zu sorgen hatte, dass die jungen Kaukasusstaaten baldmöglichst schlagkräftige Heere aufstellten. Es sei nicht ausgeschlossen, dass es uns gelänge, die Engländer aus Frankreich zu vertreiben, aber damit seien sie noch nicht auf die Kniee gezwungen. Es liege nicht ausserhalb des Bereiches der Möglichkeit, dass wir noch gezwungen seien die Engländer in Indien anzugreifen und meine Aufgabe sei es, im Kaukasus das Sprungbrett für eine allenfallsige spätere Unternehmung gegen Indien zu schaffen.

In einem Telegramm, das ich am 18 Juni erhielt, betonte Ludendorff später nochmals, dass die schnelle Organisation einer georgischen Armee meine wichtigste Aufgabe sei.

Am 13. Mai wurde ich vom Staatssekretär des Ausseren, Herrn von Kühlmann empfangen. Er war ausserordentlich liebenswürdig, aber ich hatte doch das Gefühl, dass ihm die Entsendung eines Generals als diplomatischen Vertreter nicht sympathisch war. Die Unstimmigkeiten zwischen ihm und Ludendorff scheinen mir nicht zuletzt derauf zurückzuführen zu sein, dass er - begreiflicher Weise - bei seiner Politik bestrebt war, tragbare Voraussetzungen für den künftigen Friedensschluss zu schaffen, während Ludendorff - wiederum begreiflicher Weise - seine Politik auf die augenblicklichen Bedürfnisse und Gebote der Kriegsführung abstellte. Kühlmann nahm den Standpunkt ein, dass wir jetzt im Kriege nichts nehmen sollten, was wir später im Frieden doch nicht behalten konnten. Er stand infolgedessen der ganzen Ostpolitik der OHL innerlich ablehnend gegenüber.

Nachdem ich am 14. noch im Auftrage des Kriegsministers von Hellingrath nach Charleville gefahren war, um den deutschen Kronprinzen zu veranlassen, den Kommandierenden General des I. Bayerischen Armeekorps Oskar von Xylander abzuqualifizieren - eine Mission, die vollständig

² Das Auswärtige Amt.

misslang - fuhr ich am 15. nach Berlin und traf dort am 16. um 8 Uhr vormittags ein. Ich stieg im Hotel „Kaiserhof“ ab. Die nächsten zwölf Tage waren ausgefüllt mit zahllosen Besuchen bei allen möglichen Persönlichkeiten und Dienststellen. Unterstaatssekretär von Bussche, Ministerialdirektor von Langwerth, Gesandter von Rosenberg, Geheimrat Goppert, Legationsrat Trautmann im Auswärtigen Amt, Kriegsminister von Stein, General Wandel, Major Düsterberg und Major von Ramsay im Kriegsministerium, Hauptmann von Hülsen von der Sektion Politik des Grossen Generalstabes. Während ich beiden militärischen Stellen auf grösstes Entgegenkommen und Verständnis stiess, begegnete man im Auswärtigen Amt dem [sic] Outsider mit höflicher Zurückhaltung. Es war mir auch bei meinen zahlreichen späteren Besuchen im Auswärtigen Amt nicht möglich irgendwelche Direktiven oder positiven Weisungen für meine künftige Tätigkeit zu erhalten. Auch als ich selbst eine Art von Dienstanweisung für mich ausarbeitete und sie zur Genehmigung dem Staatssekretär und seinen verschiedenen Referenten vorlegte, stiess ich wohl auf ein höfliches Interesse, konnte es aber nicht durchsetzen, dass diese Instruktion vom Staatssekretär ausgefertigt wurde. Man wollte sich nicht binden und nicht festlegen. Ich habe auch im weiteren Verlauf meiner Tätigkeit im Kaukasus keinerlei Weisungen des Auswärtigen Amtes über die von mir zu befolgende Politik erhalten. Besonders nachteilig machte sich fühlbar, dass die deutschen Missionen in Konstantinopel und in der Ukraine nicht über die von der Delegation in Kaukasus zu losenden Aufgaben unterrichtet wurden.

Die Besprechungen im Kriegsministerium befassten sich hauptsächlich mit der Zusammensetzung meines Stabes und mit den Truppenteilen, die nach dem Kaukasus geschickt werden sollten. Im Auswärtigen Amt und im stellvertretenden Generalstab studierte und excerpierte ich das vorhandene Aktenmaterial über den Kaukasus. Es war nicht viel Wertvolles für mich vorhanden.

Eingehender - wenn auch natürlich etwas einseitig - wurde ich über die Lage in meinem künftigen Wirkungsbereich unterrichtet durch den Vorsitzenden der in Berlin befindlichen georgischen Comites, den mir schon von Konstantinopel her bekannten jugendlichen Fürsten Matschabelli. Ich erfuhr unter Anderem, dass schon 1914 Verhandlungen zwischen deutschen und türkischen Dienststellen einerseits und Vertretern der georgischen Nationalisten andererseits stattgefunden hatten. Der deutsche Botschafter in Konstantinopel, Frhr. von Wangenheim hatte den Georgiern versprochen, dass Deutschland sich beim Friedensschluß für die Unabhängigkeit der Kaukasusvölker und ihre Befreiung vom russischen Joch einsetzen werde. Der Grossvesier hatte für die türkische Regierung das gleiche Versprechen gegeben und überdies den Georgiern, den Besitz des wegen seines Hafens und seines Hinterlandes für Georgien lebenswichtigen Bezirkes von Batum zugesagt. Beim Abschluss des Friedensvertrages von Brest Litowsk hatte man aber diese etwas voreiligen Versprechungen nicht einhalten können oder wollen : Baku verblieb den Russen, Batum erhielten die Turken. Begreiflicher Weise blieb die dadurch hervorgerufene bittere Enttäuschung nicht ohne Rückwirkung auf die Einstellung der Kaukasier zu den Mittelmächten. Ich hatte auch eine längere Besprechung mit dem wenig sympathischen sogenannten Präsidenten der nicht bestehenden Republik der Bergvölker, einem Herrn Tschermoieff. Er war Besitzer ausgedehnter Ölfelder bei Grosny und eine möglichst vorteilhafte Verwertung dieses Besitzes schien seine hauptsächlichste Sorge zu sein. Er war russischer Gardekavallerie-Offizier und machte nicht den Eindruck eines seriösen Mannes.

Im Admiralstab versuchte ich vergeblich, die Zuteilung einer kleinen Abteilung von Marineoffizieren und Marinepersonal zur Aufnahme des Schifffahrtbetriebes auf dem Kaspischen Meere durchzusetzen. Angeblich machte Mannschaftsmangel eine solche Zuteilung unmöglich. Auch der Transport eines kleinen U-Bootes vom Schwarzen ins Kaspische Meer wurde für unmöglich erklärt. Am 22 Mai fuhr ich nochmals nach Avesnes zur Berichterstattung bei

Ludendorff. Meine Anträge wurden sämtlich genehmigt. Auch mit der von mir verfassten Instruktion für die Delegation im Kaukasus erklärte sich Ludendorff einverstanden.

Am 26.³ nach Berlin zurückgekehrt suchte ich noch den Reichsschatzsekretär Graf Rödern und den Reichsbankpräsidenten Havenstein auf, um Rücksprache zu nehmen wegen einer der Republik Georgien zu gewährenden Anleihe. Während der Reichsschatzsekretär zwar keine Zusage machte, aber doch Verständnis und Interesse zeigte, stiess ich beim Reichsbankpräsidenten auf vollige Verständnislosigkeit und Ablehnung. Er verwies mich an die deutsche Industrie.

Am 29 Mai wurde ich zum Chef der Kaiserlich Deutschen Delegation im, Kaukasus ernannt und erhielt mein vom Reichskanzler Graf Hertling unterfertigtes Einführungsschreiben bei den Regierungen der Republiken Georgien, Armenien und Asserbeidshan.⁴ Auf Antrag der OHL beförderte mich S.M. der König von Bayern für die Dauer meiner Verwendung im Kaukasus zum Generalmajor ohne Patent mit den Gehältern eines Brigadekommandeurs. Am Abend des 29 fuhr ich über Nürnberg, wo, ich in der Wohnung meiner Mutter den grössten Teil meines Gepäckes hinterstellt hatte, nach München, besuchte am 2 und 3 Juni meine Mutter in Elmischwang, wo sie sich zu Besuch bei ihrer Nichte Sophie Aufsess aufhielt und kehrte am 3 abends nochmals nach Berlin zurück, um mich dort zu verabschieden und die letzten Besprechungen und Besorgungen zu erledigen⁵. Am 5 Juni fuhr ich wieder nach München und bestieg dort am Abend des 7 den Balkanzug - glücklich darüber, dass ich mich nun von den Anstrengungen und dem Gehetze der letzten Wochen erholen und gründlich ausschlafen konnte.

Im Balkanzug fand sich allmählich die erste Staffel meiner Mission zusammen.

Als erster Adjutant begleitete mich Rittmeister Frhr.von Lersner, ein gut aussehender und formgewandter, aber leider nur mässig begabter und recht fauler Gardedragonier. Ohne ihn zu kennen, hatte ich ihn mir von seinem Bruder, einem Legationsrat, der als Verbindungsmann zwischen OHL und Auswärtigem Amt fungierte, aufschwätzen lassen. Er übernahm im weiteren Verlauf die Funktionen des persönlichen Adjutanten und Hofmarschalls und führte das Kommando über den Unterstab. Ein Vorteil war, dass er infolge eines zweijährigen Kommandos zur Botschaft in Washington Ziemlich gewandt Englisch sprach. Ich habe mancherlei Schwierigkeiten mit ihm gehabt und schliesslich, als ich von den Engländern interniert wurde, liess er mich schmählich im Stich.

Zweiter Adjutant war der mir von Excellenz von Koppel warm empfohlene Bayerische Artilleriehauptmann der Reserve Danzer, ein sehr sympathischer und brauchbarer Offizier, seines Zeichens Architekt. Er war viel im Ausland gereist und hatte gute Umgangsformen. Ich übertrug ihm die Bearbeitung der militärischen Angelegenheiten bis zum Eintreffen des als Chef des Stabes designierten Majors Graf Wolffskeel.

Als Bearbeiter des Nachrichtenwesens im Kaukasus und in den benachbarten Ländern und als Propagandachef war der Mission der Legationsrat Professor Dr. Erich Zugmeyer zugeteilt, ein gesetzter, liebenswürdiger Oesterreicher und weitgereister Geograph. Er war Mitglied der Deutschen Afghanistanexpedition gewesen, in russische Gefangenschaft geraten und aus dieser erst vor Kurzem zurückgekehrt. Als Mitarbeiter standen ihm ein Oberleutnant Griesinger und ein Dr. Dirr zur Seite. Letzterer war Assistent am Museum für Völkerkunde in München, hatte mehrere Jahre in Kaukasus gelebt und beherrschte die georgische Sprache und mehrer Bergvölkeridiome.⁶

Das gleiche Schicksal wie Zugmeyer hatte der Delegationsarzt Dr. Niedermayer gehabt, ein

³ Tag als in Tbilissi mit der Unterstützung Deutschlands die Unabhängigkeit Georgiens deklariert wurde.

⁴ Siehe den Anhang: Doc. 3.

⁵ Siehe den Anhang: Doc. 2; Doc. 4.

⁶ Sein 1928 im Leipzig erschienenes Werk "Einführung in das Studium der kaukasischen Sprachen" gehört noch heute zu einem der Grundwerke der deutschen Kaukasiologie.

Bruder der des mir befreundeten Hauptmanns von Niedermayer - ein derber Niederbayer mit etwas rauhen Umgangsformen, aber ein ausgezeichnete Arzt. Er hat in Tiflis als Leiter einer von ihm aufgezogenen Poliklinik sehr nützliche Propaganda für das Deutschtum gemacht und damit erneut den Beweis dafür erbracht, dass besonders in Orient keine andere Art der Propaganda so wirkungsvoll ist wie ärztliche Hilfeleistung.

Als Referenten für Marine und Seetransportangelegenheiten hatte ich gerne meinen Freund Kapitän Busse mitgenommen. Er wurde aber als nachkommlich bezeichnet. Statt seiner begleitete mich nun Kapitanleutnant der Reserve Wagner. Vormalig aktiver Marineoffizier war er bis zum Beginn des Weltkrieges in der Handelsmarine gefahren und hatte dann Hauptmann von Niedermayer nach Afghanistan begleitet. Er war erst kürzlich aus Persien zurückgekehrt.

Das Auswärtige Amt hatte mir als diplomatischen Berater den Legationsrat von Kardorff zugeteilt, eine wenig sympathische, etwas spinnige Persönlichkeit. Er hatte bei Kriegsbeginn der deutschen Gesandtschaft in Teheran angehört und dort keinen besonders guten Ruf gelassen. Ich bedauerte deshalb nicht, dass er sich vor der Ausreise krank meldete.

An seiner Stelle stiess in Konstantinopel der jugendliche Legationssekretär Dr. von Böttinger zur Delegation. Er gehörte der Botschaft in Konstantinopel an und hatte den General von Lossow zu den türkisch-kaukasischen Friedensverhandlungen in Trapezunt und Batum begleitet, war also schon einigermaßen über die kaukasischen Angelegenheiten unterrichtet. Böttinger war ein liebenswürdiger und sympathischer, ganz kluger aber etwas weicher Mitarbeiter von begrenzter Arbeitskraft. Ich bin aber mit ihm sehr gut ausgekommen. Er stand erst seit vier Jahren im diplomatischen Dienst. Im übrigen hatte ich ja im Konsul Graf Schulenburg einen sehr versierten, mit den örtlichen Verhältnissen vertrauten diplomatischen Berater.

Graf Schulenburg war vor dem Kriege vier Jahre lang deutscher Konsul in Tiflis gewesen - ein eleganter, liebenswürdiger, lebenslustiger, gesellschaftlich sehr gewandter und beliebter Herr mit einer gewissen Neigung zum Alkohol und zum weiblichen Geschlecht. Er war kein Arbeitsfanatiker, aber was er bearbeitete, war stets ausgezeichnet. Zu Beginn des Krieges hatte er die sogenannte georgische Legion organisiert und geführt, ohne mit dieser aus anspruchsvollen Freiwilligen zusammengesetzten Truppe - meist politischen Flüchtlingen - nennenswerte militärische Leistungen erzielen zu können. Im Jahre 1917 kam er als Vertreter des deutschen Generalkonsuls nach Damaskus und aus jener Zeit stammte unsere Bekanntschaft. Im Grossen und Ganzen haben wir sehr gut zusammen gearbeitet.

Als Verwaltungsmann begleitete mich mein alter treuer Kriegskamerad vom palästinensischen Kriegsschauplatz, Intendantursekretär Kurt Sterke. Ich hatte ihn in Berlin getroffen, wo er auf Urlaub weilte und, mich dringend gebeten hatte, ihn mit mir zu nehmen. Er hat sich auch im Kaukasus ausgezeichnet bewährt und ich bin ihm zu grossem Danke verpflichtet. Als mich, die Engländer internierten und mich Lersner im Stiche liess, hat er sich freiwillig erboten, bei, mir zu bleiben und hat sich dann während der Internierung als guter Kamerad bewährt.

Ganz besonderes Glück hatte ich mit den beiden Dienern, die ich mit mir nahm. Als Leibdiener begleitete mich der Landwehrmann Düsel aus Bamberg, ein braver, verlässiger und fleissiger Mann. Er hatte mich schon in Frankreich und vorher meinen Bruder an der Front betreut und sich als sehr brauchbar und anhänglich erwiesen.

Als eine Art Haushofmeister nahm ich den früheren, langjährigen Kammerdiener meines Onkels Welser Theodor Rank mit. Er war inzwischen Vizefeldwebel geworden und erwies sich als eine Perle. Als ich später das Gesandtschaftspalais bezog und sehr häufig zahlreiche Gäste bei mir sah, brauchte ich Theodor nur zu sagen, dass um soundso viel Uhr so und so viele Gäste kommen würden. Alles Andere - einschliesslich Menü - besorgte Theodor und stets ging es wie am Schnürchen. Die beide treuen und hochanständigen Leute hielten bis zum Schlusse bei mir aus, liessen sich mit mir internieren und kehrten erst mit mir in die Heimat zurück.. Leider habe ich sie

in späteren Jahren ganz aus dem Auge verloren.

Der eigentlichen Delegation waren noch zwei Sondermissionen angeschlossen. Als seinen Vertreter für wirtschaftliche Angelegenheiten hatte das Preussische Kriegsministerium den Major Hey geschickt und hat ihm zwei weitere Herren zugeteilt. Hey war Generalstabsoffizier und nach seiner Pensionierung im Wirtschaftsleben tätig gewesen. Er sprach russisch und war ein ausserordentlich gebildeter, liebenswürdiger Mann mit vielen schöngeistigen Interessen, aber ein unpraktischer und schlechter Arbeiter. Umso tüchtiger war der ihm zugeteilte Dr. Kind, ein Syndikus aus der rheinischen Schwerindustrie. Ihm allein und seiner Geschicklichkeit ist das Zustandekommen der Wirtschaftsverträge zu danken die für Deutschland und Georgien gleich vorteilhaft gewesen wären, wenn ihre Verwirklichung nicht durch das traurige Kriegsende unmöglich geworden wäre.⁷

Dass Major Hey gleichzeitig Vertreter der Abteilung III B war, - habe ich bereits erwähnt.

Zum Studium des Kaukasischen Eisenbahnwesens hatte der Feldeisenbahnschef den sehr tüchtigen Hauptmann Gemoll entsendet. Ihm waren Baurat Dr. Dorpmüller - der spätere Reichsverkehrsminister - und ein Maschineningenieur zugeteilt. Dorpmüller, ein gewandter, liebenswürdiger und jovialer Herr, war erst kürzlich aus China zurückgekehrt, wo er am Ausbau des chinesischen Eisenbahnnetzes gearbeitet hatte.

Endlich fuhr in unserem Zug noch ein Teil der uns zugeteilten Funkstation mit. Der Rest der Station sollte mit dem nächsten Balkanzug folgen. Von den mir unter der Bezeichnung "Lehrkommando für den Kankasus unterstellten Truppen, sollten sich das Bayerische Reserve Jägerbataillon Nr.1. und das Sturmbataillon Nr.10 am 6. Juni in Sebastopol nach Poti einschiffen. Der militärische Stab und die übrigen mir zugeteilten Formationen - ein Regimentsstab, ein Lehrkommando der schweren Artillerie, eine Kompanie mittlerer Minenwerfer, eine Fliegerabteilung mit Parkzug auf Kraftwagen, eine Nachrichtenabteilung, eine Kraftwagenkolonne mit Parkzug, ein Feldlazarett, ein Zug Feldbäckereikolonnie, eine Munitions und Geräteverwaltung - sollten in drei bis vier Wochen folgen.

Die Fahrt des überfüllten Balkanzuges verlief ohne Zwischenfällen. Die Verpflegung war leidlich gut. Ausgeruht und ausgeschlafen trafen wir mit nur dreistündiger Verspätung am 10. Juni um 12 Uhr mittags in Konstantinopel ein. Eine grosse Ahnzahl alter Freunde und Bekannten begrüßte uns am Bahnhof.

Während des uns durch das Fehlen einer Transportgelegenheit aufgezwungenen zehntägigen Aufenthalte in Konstantinopel war ich aufs Neue begeistert von der Schönheit der Stadt. Wir waren im deutschen Militärhotel „Bristol“ leidlich gut untergebracht. Die Tage waren ausgefüllt mit zahllosen Besuchen; Einladungen und Vergnügungen. Noch immer führten die Ausländerkolonien in der türkischen Hauptstadt ein Leben wie im tiefsten Frieden. Die Preise waren allerdings enorm gestiegen, aber es war noch Alles zu haben. Nur die Masse der Bevölkerung litt bittere Not. Frau von Seeckt hielt in einem schönen Konak Hof. Ein preussischer Major, ein deutsches Militärauto mit einem deutschen Unteroffizier als Chauffeur waren zu ihrem persönlichen Dienste abgestellt.

Die Deutsche Bank war nicht in der Lage, das für die Delegation hierher überwiesene Geld in russischer Oder deutscher Währung auszubezahlen. Ich musste telegraphisch in Berlin bitten, mir mit dem nächsten Kurier Geld zu schicken.

Der Boden brannte mir unter den Füßen. Aus den Nachrichten, die ich auf unserer Botschaft erhielt und aus den vielfach verstümmelten Telegrammen der Hauptleute von Nidda und Egan Krieger, die zusammen mit Graf Schulenburg zur Zeit die deutschen Interessen im Kaukasus vertraten, ersah ich, dass es dort drüber und drunter ging und dass die Herren begreiflicher Weise

⁷ Siehe den Anhang: Doc.6; Doc.7; Doc. 8.

der schwierigen Lage nicht gewachsen waren. Erst am 20. Juni um 4 Uhr nachmittags konnte der grosse und schöne Dampfer „General“, der uns nach Poti bringen sollte, Konstantinopel verlassen.

Mit uns fuhren die diplomatischen Missionen Österreich-Ungarns und Bulgariens.

Chef der österreichischen Delegation war Legationsrat Frhr.von Frankenstein, ein Bruder des Münchener Hoftheaterintendanten, ein liebenswürdiger, sehr formgewandter Herr, der richtige Diplomat, sehr gebildet und belesen, mit vielen künstlerischen Interessen, weich und von geringer Entschlusskraft und Verantwortungsfreudigkeit. Ich kam sehr gut mit ihm aus. Er erhob wohl manchmal Bedenken, machte aber nie Schwierigkeiten und fügte sich ohne Widerspruch darein, mir die Führung zu überlassen. Seine Idee war, uns Deutschen in Georgien die Führung zu überlassen und den Schwerpunkt der österreichischen Interessen nach Armenien zu verlegen. Wie und was er nach Hause berichtete weiss ich nicht. Es ist aber mit Sicherheit anzunehmen, dass es nicht seine Berichte waren, auf die sich der K. und K. [sic] Feldmarschallleutnant Poniatowski, der langjährige Militärbefollmächtigte Österreichs in Konstantinopel, bei seiner von Irrtümern, Fehlern und Unrichtigkeiten geradezu strotzenden Darstellung der Kaukasischen Frage in seinem sonst lesenswerten, 1928 erschienenen Buche "Der Zusammenbruch des Ottomanischen Reiches", Amatheo Verlag, stützte.

Die Bulgaren hatten den General Stancieff geschickt, einen sehr sympathischen, klugen und liebenswürdigen Offizier, mit dem zusammenzuarbeiten ein Vergnügen war. Er sprach russisch und nahm sehr bald Beziehungen zu den zahlreichen im Kaukasus lebenden, ehemaligen russischen Offizieren auf. Wir erhielten auf diesem Wege manche wertvolle Nachricht. Leider desinteressierte sich Bulgarien sehr bald am Kaukasus und berief den General Stancieff ab.

Wenn mir persönlich auch meine alten türkischen Bekannten in Konstantinopel mit Liebenswürdigkeit begegnet waren, so war doch unverkennbar, dass sich, seit meiner Abreise aus der Türkei in Januar 1818 die deutsch-türkischen Beziehungen ausserordentlich verschlechtert hatten und eine sehr starke Spannung und Verstimmung zwischen, den Bundesgenossen Platz gegriffen hatte. Abgesehen davon, dass es uns Deutschen - und insbesondere unseren forschen, draufgängerischen., norddeutschen Brüdern leider versagt ist, im Auslande Sympathien zu erwecken, uns in fremde, Völker einzufühlen und ihrer Eigenart gebührend Rechnung zu tragen, war um die Jahreswende 1917/18 in der Türkei der sogenannte Turanismus - im Gegensatz zum reilgiös-dynastischen Panislamismus ein Blut - und Rassenproblem, das bis dorthin nur akademisch gehandelt worden war - in ein realpolitisches Stadium eingetreten. Es war insbesondere Enver Pascha, der sich für eine Verwirklichung, der turanistischen Ideen einsetzte. Er wollte die Türkstämme, die nach Rasse und Blut zusammengehörten, auch politisch zusammenfassen und im Gegensatz zu dem bisherigen osmanischen Nationalitätenstaat einen grosstürkischen Nationalstaat ins Leben rufen. Es schwebte ihm dabei die Eingliederung der in der Krim, an der untern Wolga, im Kaukasus und in russisch und persisch Asserbeidshan [sic] lebenden Tartaren und vor Allem auch der zwischen dem Kaspischen Meer und dem Aralsee ansässigen turko-tartarischen Völkerschaften in das türkische Reich vor Augen. Ausser von diesen ideellen Motiven liess sich aber ohne jeden Zweifel Enver bei der Propagierung seiner turanistischen Ideen auch von sehr realpolitischen, praktischen Gesichtspunkten leiten. Seit langer Zeit schon hatten alle Kriege, in die die Türkei verwickelt war mit Gebietsverlusten geendet und es erschien um die Jahreswende 1917/18 bereits sehr zweifelhaft, ob die Türkei beim Abschluss des Weltkrieges im Besitz ihrer arabischen Provinzen bleiben würde. Es lag nahe, dass sich die Türken nach dem Zusammenbruch Russlands für diese Gebietsverlust im Kaukasus entschädigen wollten. Dadurch dass Enver den in der Türkei wie überall vorhandenen, sehr zahlreichen und sehr einflussreichen Kriegsgewinnlern die Aussicht auf die im reichen Kaukasus vorhandene und zu erhoffende grosse Beute eröffnete, stärkte er seine durch die zahlreichen Misserfolge auf den türkischen Kriegsschauplätzen und durch seine Deutschfreundlichkeit schwer erschütterte persönliche Stellung. Ferner spielte bei den Erwägungen

Envers sicherlich auch der Wunsch eine Rolle, durch Rekrutierung in den turkstämmigen Ländern seine aufgebluteten Heeresbestände auffrischen zu können. Und endlich ist nicht von der Hand zu weisen, dass auf die Entschliessungen der führenden türkischen Männer auch der Wunsch nach einer vollständigen und endgültigen Vernichtung des verhassten armenischen Volkes von Einfluss war. Es besteht jedenfalls kein Zweifel darüber, dass es für die massgebenden türkischen Persönlichkeiten schon Anfang 1916 beschlossene Sache war, sich auf der russischen Hinterlassenschaft zunächst einmal den Kaukasus anzueignen. In dieser Absicht zog Enver unter dem Oberbefehl des berüchtigten Wehib Pascha an der ehemaligen türkisch-russischen Grenze unverhältnismässig starke Kräfte zusammen unter dem Vorwand, dass er eine Operation zur Wiedereroberung Bagdads beabsichtige - eine Absicht, mit der die deutsche OHL in völliger Verkenntnis der damals für die Türkei noch vorhandenen Möglichkeiten durchaus einverstanden war.

Ludendorff zeigte zunächst kein nennenswertes Interesse an den turanistischen Ausdehnungswünschen der Türken und legte ihnen vorerst auch keine Hindernisse in den Weg. Noch am 15. März hatte er an General von Seeckt nach Konstantinopel telegraphiert: „Der Schwerpunkt der türkischen Erwerbungen muss in Osten gesucht werden. Dort besteht für eine geschickte türkische Diplomatie neben der Möglichkeit der Landerwerbung auch die Aussicht, auf Schaffung von Einflusszonen bis tief in das zentrale Asien hinein“. Erst als die Georgier Deutschland um Hilfe baten und als Hauptmann von Niedermayer das Interesse Ludendorffs auf die Bedeutung Kaukasiens für eine allenfallsige spätere Unternehmung gegen Indien gelenkt hatte, trat ein plötzlicher Umschwung in der Einstellung der OHL zur kaukasischen Frage ein. Sie erhob energischen Einspruch gegen die türkischen Aspirationen auf den Kaukasus. Dabei stützte sie sich auf den Vertrag von Brest Litowsk, in dem das ölreiche Baku den Russen hatte zugesprochen werden müssen. Man befürchtete deutscherseits, dass die Russen erneut in den Krieg eintreten würden, wenn die Türken ihnen den Besitz des für das südliche Russland lebenswichtigen Ölbezirkes streitig machten. Ob diese Befürchtung berechtigt war, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls hatten die Bolschewiken am 21. März zusammen mit den Armeniern den Asserbeidshanern Baku wieder entrissen und unter der tartarischen Bevölkerung ein furchtbares Blutbad angerichtet. Auf die Einstellung der deutschen OHL zu den Absichten der Türken war natürlich auch die Befürchtung von Einfluss, dass die Türken nicht im Stande sein würden, die Ölvorkommen in Baku zweckmässig zu bewirtschaften und dass sie nicht geneigt sein würden die reichen Vorräte Kaukasiens an Erzen, Baumwolle usw. mit ihren Bundesgenossen ehrlich zu teilen.

In immer ernster und schärfer werdenden Noten forderten Hindenburg und Ludendorff, dass die Türken von ihren Absichten auf den Kaukasus Abstand nehmen und sich ausschliesslich gegen Bagdad wenden sollten. Es kam schliesslich zu einer Krise in den Beziehungen der beiden Bundesgenossen, die wohl die ernsteste während des ganzen Krieges war. Nur dadurch, dass wir gewisse Konzessionen machten, konnte der Rücktritt Envers verhindert und der nicht ohne unser Verschulden entstandene Konflikt wenigstens äusserlich beigelegt werden. Schliesslich wurden wir aber doch von den Türken betrogen, indem sie sich hinter unserem Rücken und entgegen ihren Versprechungen in den Besitz von Baku setzten.

§ 4 des Brest Litowsker Friedensvertrages lautete:

„Die Bezirke Ardahan, Kars und Batum werden ohne Verzug von den russischen Truppen geräumt. Russland wird sich in die Neuregelung der völkerrechtlichen Beziehungen dieser Bezirke nicht einmischen, sondern überall hat die Bevölkerung dieser Bezirke die Neuregelung im Verein mit den Nachbarstaaten, namentlich der Türkei, durchzuführen.“

Die Türkei legte diese Bestimmung dahin aus, dass sie berechtigt sei, die genannten Bezirke bis zur Grenze von 1877 ohne Weiteres zu besetzen. Ein flammender Protest der Regierung der Transkaukasischen Republik gegen die Massnahme wurde ignoriert. Anfang Mai traten Vertreter der Türkei unter dem Vorsitz des Aussenministers Halil Bey und der Transkaukasischen Republik zu Friedensverhandlungen zusammen. Der Einfluss der an den Verhandlungen teilnehmenden kleinen deutschen Delegation unter dem deutschen Militärbevollmächtigten in Konstantinopel General von Lossow wurde durch türkische Intriguen niederträchtigster Art nahezu völlig ausgeschaltet, sodass Lossow schliesslich unter Protest und ohne Genehmigung der deutschen Regierung die Konferenz verliess.

Infolge der masslosen Förderungen der Türken hatten die Verhandlungen zunächst keinen Erfolg. Es trat aber bei ihnen zu Tage, dass die förderative [sic] Transkaukasische Republik nicht nur wegen der starken rassistischen Gegensätze sondern hauptsächlich wegen der verschiedenen aussenpolitischen Orientierung der in ihr vereinigten Völker nicht lebensfähig war. Während sich Georgien auf Deutschland stützte, hatten sich die muhamedanischen Asserbeidshaner vollständig den Türken verschrieben und die Armenier hofften sich noch immer ihr Heil von der Entente. Die Transkaukasische Republik löste sich am 20 Mai⁸ 1918 wieder auf; Georgien, Armenien und Asserbeidshan erklärten sich für selbständige, unabhängige Republiken. Die Bitte der Georgier, Deutschland möchte das Protektorat über ihr Land übernehmen, wurde von der deutschen Regierung glücklicher Weise abgelehnt, dagegen wurde ihnen die Hilfe und Unterstützung Deutschlands zugesagt.

Es ist die grosse Tragik der Kaukasusvölker, dass sie sich untereinander nicht vertragen können, obwohl sie ein Gebiet bewohnen, das eine wirtschaftliche Einheit ist und vielleicht als selbständiges Land leben konnte, wenn es unter einheitlicher Führung und Verwaltung stünde. Von einander unabhängig und womöglich auch noch verfeindet werden die Länder Georgien, Armenien und Asserbeidshan [sic] niemals lebensfähig sein. Sie sind einzeln viel zu klein und zu menschenarm, um sich auf die Dauer ihrer mächtigen nach den Reichtümern Kaukasiens verlangenden Nachbarn erwehren zu können. Trotz ihres Reichtums an Bodenschätzen ist keines der Länder autark. Georgien ist auf die Öle von Baku angewiesen, Asserbeidshan [sic] braucht aus wirtschaftlichen Gründen den durch Georgien gesperrten Zugang zum Schwarzen Meer und Armenien hat weder zum Schwarzen noch zum Kaspischen Meer freien Zugang. Zwischen den Ländern bestehen keine natürlichen Grenzen; die Siedlungsgebiete greifen vielfach in einander über. So setzte sich zum Beispiel 1918 die Verwaltung der georgischen Hauptstadt Tiflis nahezu ausschliesslich aus Armeniern zusammen; die grosse Mehrzahl der Häuser in Tiflis befand sich in armenischem Besitz. Und dabei besteht zwischen diesen Völkern ein abgrundtiefer, Jahrhunderte alter, durch Rasse, Religion und wirtschaftliche Konkurrenz bedingter Hass, der jedes Zusammengehen und Zusammenarbeiten unter ihnen unmöglich zu machen scheint. Selbst die verständigsten Georgiern haben jeden Hinweis auf die Notwendigkeit einer Verständigung und eines Zusammengehens mit ihren Nachbarn unter lebhaftestem Protest zurückgewiesen und weisen ihn noch heute zurück.

Durch ein mit dem Einmarsch in Georgien drohendes Ultimatum zwangen die Türken die Georgier zur Annahme ihrer Friedensbedingungen und am 4. Juni wurde der sogenannte Friedens- und Freundschaftsvertrag von Batum zwischen der Türkei und Georgien abgeschlossen. Deutschland hat diesen Vertrag nie anerkannt, weil er gegen die Bestimmungen des Vertrages von Brest Litowsk versties.

Nach dem Vertrag hatten die Türken die Bezirke von Achalschik⁹ [sic] und Achalkalaki zu räumen. Es sind dies an sich unbedeutende Gebietsstreifen, deren Besitz für Georgien aber deshalb

⁸ Fehler, das passierte am 26 Mai.

⁹ Achalziche

von grösster Bedeutung war, weil die Türken im Besitz der dort gelegenen Pässe in kürzester Zeit die Hand auf die einzige, Transkaukasien durchquerende Eisenbahn legen konnten.

Den Türken sicherte der Vertrag von Batum die freie Benutzung aller kaukasischen Eisenbahnen zu. Hieraus würden sie das Recht zur militärischen Besetzung der Eisenbahnen und aller Knotenpunkte einschliesslich Tiflis abgeleitet haben, was natürlich die militärische Okkupation Transkaukasiens durch die Türken bedeutet hätte.

Endlich übernahm Georgien im Batumer Vertrag die Verpflichtung, seine Armee zu demobilisieren und die Türken über den Fortgang der Demobilisation auf dem Laufenden zu halten.

Von den Armeniern hatten die Türken die Abtretung von etwa zwei Dritteln ihres Landes verlangt und zwar der fruchtbarsten Teile. Die Armenier hatten dies verweigert, worauf ein türkisches Armeekorps in Armenien eingerückt war, die armenischen Truppen geschlagen und von den von der türkischen Regierung angestrebten Gebieten Besitz ergriffen hatte.

Nach einer sehr schönen und ruhigen Fahrt näherte sich unser Dampfer bei herrlichem Wetter am Morgen des 23. Juni 1918 dem Hafen von Poti. Von Weitem schon grüsste uns der schneebedeckte Gipfel des 5629 Meter hohen Elbrus.

Bis zu 225 Kilometer breit und in mehreren Parallelketten gegliedert zieht sich der Grosse Kaukasus von Westnordwest in einer Ausdehnung von 1280 Kilometern nach Ost-südost. Nach dem Elbrus ist der Kasbek mit 5043 Metern seine höchste Erhebung. Nur zwei fahrbare, durchgehende Strassen überqueren den Grossen Kaukasus: die gute, moderne von Ordsohoni [sic]¹⁰ (Wiadikawkas) nach Tiflis führende Grusinische Heerstrasse und die schmale, den Erfordernissen des modernen Verkehrs in keiner Weise entsprechende Ossetische Heerstrasse, die Ordsohoni mit Kutais, der ehemaligen Hauptstadt Georgiens verbindet.

Südlich der Taler des Rion und der Kura, durch sie vom Grossen Kaukasus getrennt und nur durch das schmale Surmagebirge¹¹ [sic] – die Wasserscheide zwischen den genannten Flüssen – mit ihm verbunden erhebt sich der reich gegliederte Kleine Kaukasus mit zahlreichen erloschenen Vulkanen und heissen Quellen. Seine höchsten Erhebungen sind der Grosse Arrarat, auf dem nach der Überlieferung die Arche Noahs gelandet ist – mit 5146 und der Alagös mit 4095 Metern.

Die Schwarzmeerküste hat Rivieraklima; in Batum gedeiht unter Anderem sogar Tee. Die Taler und Niederungen der Flüsse sind sehr fruchtbar. Sie sind hauptsächlich mit Mais, Obst und Wein bestellt. Die Täler sind – besonders in der Nähe der Siedlungen – infolge des Jahrhunderte lang betriebenen Raubbaues sehr holzarm. Umso grösser sind die Bestände an wertvollem Holz in den leider vielfach unzugänglichen Bergen. Die Vorkommen an Mineralien der verschiedensten Art und an heissen Quellen sind sehr zahlreich. Im östlichen Teil der Kuraniederung wird Baumwolle gebaut.

Mit einem Flächeninhalt von 248 114 qkm hat Transkaukasien etwa die Grösse des Königreiches Italien (ohne Inseln). Seine Einwohnerzahl betrug aber 1918 nur rund 7 Millionen (gegenüber rund 42 Millionen in Italien); davon waren angeblich 3 Millionen Georgier, 1,5 Millionen Armenier und 2,5 Millionen Tartaren. Ausserdem lebten bei Kriegsbeginn in

¹⁰ Ordschonikidse. 1918 hat die Stadt noch die russische Benennung – Wladikawkas getragen, – die Osseten nannten sie Dsau-Dschichau. Den Namen trug die Stadt auch offiziell in 1944 – 1954. Den Namen des sowjetischen Kommissars Ordschonikidse bekam die Stadt erst nach der Sowjetisierung 1931. Also verwendet Kressenstein den Namen, der zu der Zeit, als er seine Erinnerungen fertigschrieb, verwendbar war.

¹¹ Surami Gebirge.

Transkaukasien etwa 150 000 Russen, 2 bis 300 000 Griechen, 200 000 Perser und 50 000 Deutsche. Genaue statistische Angaben existierten nicht oder waren uns jedenfalls nicht zugänglich.

Das Strassennetz in Transkaukasien war nur sehr schlecht entwickelt. Die Russen stützten sich hauptsächlich auf die gut ausgebaute, zweigleisige und leistungsfähige Eisenbahn Batum – Tiflis - Baku. In Samtredi¹² zweigt von ihr eine Linie nach Poti ab, über Kutais besteht Eisenbahnverbindung nach dem Manganerzgebiet von Tschiaturi und von Tiflis führt eine eingleisige, militärisch sehr wenig leistungsfähige Bahn über Alexandropol nah Kars und nach Eriwan, Dschulfa und Tabris. In den Jahren 1900 bis 1906 wurde eine 854 km lange Röhrenleitung von ca. 30 cm Durchmesser von Baku nach Batum gebaut; 17 Pumpstationen befördern die in Baku gewonnenen Naphtaprodukte nach Batum. Baku und Batum sind in der Luftlinie etwa ebenso weit von einander entfernt wie Wien und Hamburg.

Georgier, und Armenier blicken auf eine grosse und ruhmreiche geschichtliche Vergangenheit zurück, auf die sie ausserordentlich stolz sind. Die Georgier gehören der Kaukasischen Rasse an und zeichnen, sich vielfach durch grosse Körperschönheit aus. Ihre Frauen waren in den muselmanischen Harems sehr begehrt. Ich habe während meines halbjährigen, Aufenthaltes im Kaukasus allerdings nur sehr wenige schöne Frauen gesehen, dagegen sehr viel gut aussehende Männer, deren vorteilhafte Erscheinung hoch gehoben wird durch die ausserordentlich kleidsame Tracht.

Die Geschichte der Georgier geht bis zur Alexander den Grossen zurück. Im Laufe der Jahrhunderte hatten sie viele schwere Kämpfe mit ihren Nachbarn, den Persern, Armeniern und Türken zu bestehen und hatten viel unter den über die Kaukasusbrücke zwischen Europa und Asien wechselnden Volkerschaften zu leiden. Sie schwächten sich durch innere Streitigkeiten und durch Erbteilungen.

Um das Jahr 300 fand durch die armenische Missionärin Nina das Christentum Eingang in Georgien.

Die Mehrzahl der Georgier gehört der Griechisch orthodoxen Kirche an; ihr kirchliches Oberhaupt ist der Katholikos in Tiflis. Der Rest der Georgier bekennt sich zum Islam. Seine höchste Blüte erlebte das Königreich Georgien im 11 und 12 Jahrhundert und zwar sowohl in politischer wie in kultureller Beziehung. Die Königin Tamara (1180-1198)¹³ wird noch heute als Nationalheldin verehrt. Besonders stand auch die Dichtkunst zu ihrer Zeit in hoher Blüte. Ende des 18 Jahrhunderts war Georgien - von den Russen Grusien genannt - so schwer von den Persern bedroht, dass König Georg XI¹⁴ 1799 dem russischen Zaren das Protektorat über sein Land anbot. Im Laufe der ersten Jahre des 19 Jahrhunderts verwandelte sich aber das russische Protektorat in Annexion, Georgien und die anderen Kaukasusländer verloren ihre Selbständigkeit und wurden der russischen Statthalterschaft Kaukasien einverleibt. Es dauerte bis zum Jahre 1859, bis es den Russen gelang, durch Besiegung des Iman[[üü[[sic]]]¹⁵ Schahmil den letzten Widerstand der Kaukasier zu brechen.

Die ritterlichen und gut aussehenden, sangesfreudigen und trinkfrohen Offiziere aus dem sehr zahlreichen grusinischen¹⁶ Adel- alle Adeligen nennen sich in Georgien Fürsten und führen die

¹² Sollte sein - Samtredia.

¹³ Die Kenntnisse Kressensteins in der Geschichte Georgiens sind wissenschaftlich nicht zuverlässig. Die Königin Tamara regierte 1184 -1212.

¹⁴ soll sein - Georg XII

¹⁵ Sollte sein Imam – (Arabisch- der Vorstehende), Leiter der muslimischen Gemeinde.

¹⁶ Kressenstein verwendet öfters die russische Benennung von Georgien Grusia und schreibt statt georgisch – grusinisch.

geschlossene Fürstenkrone - waren an Zarenhöfen und in der russischen Armee sehr gerne gesehen, dürften aber nicht bei den in Kaukasien stehenden Truppenteilen dienen. Alle Beamten, Lehrer usw. im Kaukasus waren Vollblutrussen; die Kaukasier wurden nur ausserhalb ihrer Heimat im Staatsdienst verwendet. Amtssprache und sehr bald auch allgemeine Umgangssprache war das Russische. Handel und Industrie sowie die Ausbeutung der reichen Naturschätze Kaukasiens wurde von den Russen nicht nur nicht gefördert, sondern im Interesse der nationalrussischen Wirtschaft nach Möglichkeit unterbunden. Die Bevölkerung hatte schwer unter der Korruption der russischen Verwaltung zu leiden. Ähnlich wie in Georgien lagen die Verhältnisse in den anderen Ländern des Kaukasus; es hatte sich allmählich so starke Abneigung und so grosser Hass gegen die Russen und solche Sehnsucht nach Befreiung vom russischen Joch angesammelt, dass sich alsbald nach dem Zusammenbruch des russischen Kaiserreiches die Kaukasier vom russischen Reiche loslösten und sich unabhängig erklärten.¹⁷

Uns war es beschieden, die furchtbaren Folgen einer Revolution mitanzusehen zu müssen und zu erleben, wie ein freiheitsliebendes, aber politisch unreifes Volk darum kämpft, aus dem durch die Revolution geschaffenen Chaos wieder zu einigermaßen geordneten Zuständen zu gelangen. Dieser Kampf würde rascher und gründlicher zu einem Erfolg geführt haben, wenn die Kaukasier nicht wie alle Orientalen nur sehr beschränkte Arbeitskraft und Arbeitslust besaßen und weniger passive Naturen wären. Mehrfach hatte ich Veranlassung, führende georgische Persönlichkeiten zu ermahnen, sie sollten selbst aktiver sein und sich nicht nur auf fremde Hilfe verlassen. Ein Erfolg war solchen Ermahnungen nicht beschieden.

Am frühen Morgen des 24. Juni verliessen wir bei strömendem Regen die kleine Hafenstadt Poti. Gegen ½ 7 [sic] Uhr Abends trafen wir in Tiflis ein. Auf allen grösseren Bahnstationen wurden wir von kleinen deutschen Bahnhofswachen begrüsst. Sie gehörten einem Bahnschutzbataillon an, das Schulenburg und Egan Krieger aus deutschen und österreichischen Soldaten gebildet hatten, die der russischen Kriegsgefangenschaft entronnen waren. Auf den Bahnhöfen wehte neben der georgischen die deutsche Reichskriegsflagge.

Der Einstand in Tiflis war wenig erfreulich. Zwar wurden wir von Konsul Graf Schulenburg und von Hauptmann Egan Krieger empfangen, die georgische Regierung hatte es aber nicht für notwendig befunden uns bei unserem Eintreffen in Tiflis zu begrüssen. Angeblich hatte Graf Schulenburg versäumt, die Regierung von der Stunde unseres Eintreffens zu unterrichten., Auch mit der Vorbereitung der Quartiere klappte es nicht. Man hatte für mich bei einem reichen Armenier Quartier gemacht. Bei der Einstellung der Georgier zu den Armeniern wäre meine Stellung in Georgien von vorneherein schwer erschüttert gewesen, wenn ich in einem armenischen Hause Unterkunft genommen hätte. Ich lehnte es ab, das vorbereitete Quartier zu beziehen und nahm im Palasthotel Unterkunft, einem modernen; ordentlichen Haus, in dem aber die Wasserleitung nicht funktionierte und es infolgedessen ganz infernalisch stank.. Ich hatte den Eindruck und später wurde mir auch bestätigt, dass dieser Eindruck richtig war - dass Schulenburg und Egan Krieger über mein Eintreffen und das Ende ihrer schönen Selbständigkeit sehr wenig erfreut waren. Ich muss aber bestätigen, dass sehr bald mit dieser Tatsache abgefunden und mir keinerlei Schwierigkeiten bereiteten.

Am Nachmittag des 25. überreichten wir im ehemaligen Statthalterpalais dem Ministerpräsidenten unsere Begläubigungsschreiben und schon an dem nächsten Tage fanden eingehende Besprechungen mit den georgischen Ministern statt, bei denen sie unsere zahlreichen

¹⁷ In diesem Fall ist Kressenstein wenig informiert über die tatsächliche Einstellung der damaligen führenden Partei im Kaukasus, der georgischer Fraktion der russischer Sozial-Demokratischen Partei. (Siehe Einleitung).

Fragen offen und in Grossen und Ganzen auch ehrlich beantworteten. Das Bild, das wir uns auf Grund dieser Besprechungen und auf Grund sonstiger Nachrichten, die wir erhielten, von der augenblicklichen, allgemeinen Lage im Kaukasus und in Georgien im Besonderen machen konnten, war sehr wenig erfreulich.

An der Spitze der georgischen Regierung stand Herr Noe Jordania. Er war von der Nationalversammlung gewählt worden und hatte sich dann seine Ministerkollegen selbst ausgesucht. Deren wichtigste waren der Innenminister Noe Ramischwili, der Kriegsminister Georgadse, seines Zeichens Rechtsanwalt, der Aussenminister Gegetschkori. Mit Ausnahme des Finanzministers Juruli, der der nationaldemokratischen Partei angehörte und seiner Aufgabe nicht gewachsen war, waren sämtliche Minister gemässigte Sozialdemokraten - Menschewiki; von Beruf waren sie meist Litteraten und Journalisten und hatten alle einen beträchtlichen Teil ihres Lebens in Sibirien oder in russischen Gefängnissen zugebracht. Sie waren ganz gebildete, manierliche Menschen von leidlich guten Umgangsformen, waren ohne Zweifel vom besten Willen beseelt und waren gute Patrioten. Ein wenig Sympatischer und recht wenig zuverlässiger Mann war der Aussenminister und ein ganz übler, ungehobelter Patron der Eisenbahnminister. Sämtliche Minister litten darunter, dass sie keinerlei Geschäftsroutine besaßen und dass ihnen jede Unterstützung durch eine geschulte Beamenschaft fehlte. Man hatte die erfahrenen russischen Beamten sofort weggejagt und sie durch ungelernete Georgier ersetzt, die mit ganz wenig Ausnahmen ihren Aufgaben nicht gewachsen waren. Wie dies bei allen Revolutionen der Fall zu sein scheint, waren bei Ihrer Auswahl nicht sowohl Eignung und Fähigkeit massgebend gewesen als vielmehr ihre politische Einstellung.

Die durch die mangelnde Vertrautheit der Minister und ihrer Mitarbeiter mit den Regierungsgeschäften herforgerufene grosse Unsicherheit machte sie misstrauisch und argwöhnisch und hielt sie leider auch recht oft davon ab, sich bei uns Rats zu erholen. In Unkenntnis des diplomatischen Brauchtums liessen sie sich mancherlei Entgleisungen zu Schulden kommen, die oft rechthohe Anforderungen an unsere Nachsicht und Geduld stellten.

Es war ja durchaus verständlich, dass sie als überzeugte Marxisten dem Kaiserlich deutschen General und Aristokraten zunächst mit starkem Misstrauen gegenüberstanden. Vor Allem befürchteten sie, wir würden versuchen uns in ihre inneren Angelegenheiten einzumischen. Dieses Misstrauen wurde verstärkt durch das ungeschickte Verhalten der Nationaldemokraten. Ihre Partei setzte sich hauptsächlich aus dem entrechteten Adel, den depossedierten Grundbesitzern, den verabschiedeten Offizieren, kurz aus allen konservativen und reaktionären Elementen zusammen. Diese uns auch gesellschaftlich nächstehenden Herren empfingen uns mit offenen Armen, versuchten sofort uns mit Beschlag zu belegen und machten kein Hehl daraus, dass sie von uns erwarteten, wir würden ihnen helfen, die sozialdemokratische Regierung zu stürzen und sie wieder in Ihre alten Rechte einzusetzen. Es dauerte längere Zeit und bedurfte grosser Zurückhaltung und vielen Taktes von unserer Seite, bis es gelang, die Sozialdemokraten davon zu überzeugen, dass sie von uns keine Einmischung in ihre inneren Angelegenheiten zu befürchten hätten. Mit der Zeit gelang es mir ein ganz gutes Vertrauensverhältnis zu Jordania herzustellen.

Die Lage im Inneren Georgiens und seiner Nachbarländer war bei unserem Eintreffen im Kaukasus noch föllig ungeklärt. Die öffentliche Ruhe und Sicherheit war noch nicht wiederhergestellt, es herrschte mehr oder weniger Anarchie.

Eine Verfassung gab es in Georgien noch nicht. Eine Kommission der 120 Mitglieder zahlenden Nationalversammlung war mit der Ausarbeitung eines Verfassungsgesetzes beschäftigt. Vorsitzender der Nationalversammlung war der als einer der Führer bei der russischen Februarrevolution bekannte Menschewik Zereteli.

Allnächtlich fanden in den Strassen von Tiflis noch Schiessereien statt; im flachen Land und in den Bergen trieben sich zahleiche Banden herum, die die Sicherheit des Verkehrs bedrohten, Dörfer überfielen und plünderten, Gutshöfe beraubten und in Brand steckten usw. Die Regierung

stützte sich auf eine Rote Garde. Es war dies eine Revolutionstruppe der schlimmsten Art. Sie stand unter der Führung eines verantwortungslosen, jungen Abenteurers (Studenten), hatte die übelsten Elemente in sich vereinigt, stellte die unverschämtesten Ansprüche hinsichtlich Lohnung und Verpflegung, erkannte nur den Ministerpräsidenten als Vorgesetzten an und terrorisierte das Land und die Regierung in der schlimmsten Weise. Bei der seinerzeitigen Ausrottung der bolschewistischen Elemente im Lande hatte sich die Rote Garde gewisse Verdienste erworben, mit der Zeit hatte sie sich aber zu einer Geißel für das Land ausgewachsen.

Die sogenannte georgische Armee war etwa 10 000 Mann stark und verfügte über etwa 100 Geschütze. Ihr Gefechtswert war ausserordentlich gering. Die Disziplin war durch revolutionäre Einflüsse schwer untergraben. Die Soldaten vernachlässigten sich im Anzug und in der Haltung, sie grüssten ihre Offiziere nicht und diese hatten sichtlich Angst vor ihren Leuten. Die Rote Garde hatte angeordnet, dass die Soldaten nur zu sechsständigem Dienst am Tage herangezogen werden dürften. Die Rote Garde hatte auch befohlen, dass in allen Gaststätten 20 % Trinkgeld gezahlt werden müssten.

Das Land war von einer Hungersnot bedroht. Infolge der Entrechtung der Grossgrundbesitzer und der Verteilung des Landes auf die Bauern, denen es an Saatgut, Arbeitskräften und Betriebsmitteln fehlte, war die Eigenproduktion an Getreide stark zurückgegangen und die in normalen Zeiten übliche Zufuhr aus Ciskaukasien war völlig eingestellt. Die reichen Ernten der letzten Jahre an Wein und Tabak hätten nicht abgesetzt werden können. Die Agrarfrage war wohl eine der Aufgaben, die die georgische Regierung in erster Linie hätte aufgreifen und lösen sollen. Die Preise waren ganz phantastisch gestiegen; der Warenhunger glich dem in Deutschland vom Jahre 1943. Es fehlte so ziemlich Alles, von der Stecknadel und dem Nagel angefangen bis zu Gläsern, elektrischen Birnen, Strümpfen, Wäsche und Kleidern. Schwere Mißstände erwuchsen daraus, dass die Bolschewiken in Baku den Georgiern die Zufuhr an Naphtaprodukten gesperrt hatten. Die Eisenbahnen, die Fabriken, die Mühlen, die Wasserwerke die Elektrizitätswerke, die Schifffahrt - alles, was im Kaukasus – wie übrigens im ganzen südlichen Russland - auf Masutheizung eingestellt. Masut sind die bei der Destillation des Rohöles verbleibenden Rückstände, die auch für die, Beheizung der Häuser Verwendung fanden. Die Betriebe waren bei unserer Ankunft zum Teil schon stillgelegt, teils standen sie vor der Stilllegung. Der Autobetrieb war nahezu völlig eingestellt. Dass z.B. die Wasserleitung in Tiflis nicht funktionierte, war in dem Mangel an Masut begründet.

Das Land und insbesondere Tiflis waren überfüllt von landfremden Elementen. Neben den zahlreichen Flüchtlingen aus Armenien waren es hauptsächlich die zahllosen russischen Offiziere und Beamten, die zu Besorgnissen Anlass gaben. Als sich die etwa 300 000 Mann starke russische Kaukasusarmee auflöste, gestatteten die revolutionierten Soldaten ihren Offizieren nicht, die Züge zu benutzen, mit denen sie selbst in die Heimat zurückkehrten. Unter den ihrer Subsistenzmittel beraubten russischen Offizieren und ihren Familien herrschte bittere Not. Sie versuchten auf alle nur mögliche Weise ihren Lebensunterhalt zu gewinnen. Im Schaufenster eines kleinen Ladens auf dem Golowinski Prospekt - der Hauptstrasse von Tiflis - sass ein russischer General - der vormalige Chef des Generalstabes der Kaukasusarmee - und arbeitete als Schuster. Zahlreiche Taxis in Tiflis wurden von russischen Offizieren gefahren. Hatten sie sich damit einige Rubel verdient, so fuhren sie zum Adeligen Klub, kauften sich eine Flasche Sekt und jeuten. In den Restaurants war eine grosse Anzahl der Kellner russische Offiziere. In den Cafes und Konditoreien wurde man von den Frauen und Töchtern russischer Offiziere bedient. Russische Generale mit ihren Frauen und Töchtern konzertierten in den Vergnügungslokalen.

Eines Tages brach ein alter russischer General bewusstlos vor meinem Hause zusammen. Als er wieder zu sich kam, gestand er, dass er seit drei Tagen nichts gegessen hatte. Die Georgier lehnten es in begreiflicher Weise ab, den russischen Offizieren und Beamten, ihren Feinden,

Pensionen zu zahlen. So sehr man die armen Leute bedauerte und zum Teil auch wegen der vornehmen Art, wie sie ihr schweres Schicksal trugen, bewunderte, so waren sie doch wegen ihrer politischen Einstellung und wegen ihrer starken Neigung zu politischen Intriguen für Georgien und für uns Deutsche eine umso grössere Gefahr, als sie von zahlreichen englischen Agenten, die das Pfund rollen liessen, bearbeitet wurden.

Die armenischen Flüchtlinge bedeuteten insoferne eine ernste Gefahr für das Land als unter ihnen alle nur möglichen Seuchen und Krankheiten wütheten.

Ganz schlecht war es um die Finanzlage Georgiens bestellt. Es gingen keinerlei Zölle ein und Steuern wagte die Regierung noch nicht zu erheben. Man lebte noch von der russischen Hinterlassenschaft und hoffte, dass Deutschland eine grosse Anleihe bewilligen würde. Die Frage, ob Zollgrenzen gegen die anderen Kaukasusstaaten errichtet werden sollten oder ob sich eine Zollgemeinschaft errichten liess, war noch nicht erörtert worden.

Fast noch unerfreulicher und besorgniserregender aber als die innere Lage war bei unserem Eintreffen in Tiflis die aussenpolitische Lage Georgiens.

Wenige Tage vor unserer Ankunft hatten tartarische Banden unter der Führung türkischer Offiziere die Südgrenze Georgiens überschritten, hatten die schwachen georgischen Grenzschutzabteilungen zurückgeworfen und waren bis auf fast einen Tagesmarsch gegen Tiflis vorgerückt. Offenbar wollten die Türken durch diesen Vorstoss die Verschiebung einer ihrer Divisionen längs der armenisch-georgischen Grenze nach Asserbeidchan sichern und verschleiern. Auch über Bortschalik drohte ein türkischer Vormarsch. Entgegen den Bestimmungen des Batumer Vertrages hatten die Türken die Bezirke Achalschik und Achalkalaki noch nicht geräumt.

Die Grenzen zwischen den verschiedenen Kaukasusländern waren noch nicht festgelegt. Dies sollte auf einer Konferenz in Konstantinopel erfolgen. Diese Konferenz wurde immer wieder verschoben und kam schliesslich überhaupt nicht zustande. Armenier, Asserbeidshaner und Bergvölker machten den Georgiern Teile des von diesen beanspruchten Gebietes streitig. Die Armenier verlangten den Kreis Bortschalik und Teile des Bezirkes Achalkalaki, die Tartaren beanspruchten den südlichen Teil des Bezirkes Tiflis und die Bergvölker den Bezirk Sakataly. Auch an der grusinischen Heerstrasse gab es strittige Gebiete. Die Grenzziehung war dadurch ausserordentlich erschwert, dass die Siedlungsgebiete der verschiedenen Völker so stark über einander übergriffen. Bei Suchum an der Schwarzmerküste standen zur Zeit unseres Eintreffens georgische Truppen im Kampf mit weissrussischen Kosaken. Die weissrussischen Generale erkannten die Loslösung der Kaukasusländer vom russischen Reiche nicht an. Über die Lage in Ciskaukasien war man in Tiflis nicht orientiert; man wusste nur, dass dort noch gekämpft wurde.

Gegen alle ihnen von aussen drohenden Gefahren glaubten sich die georgischen Sozialdemokraten dadurch schützen zu können, dass sie sich für neutral erklärten und dies ihren Nachbarn notifizierten. Durch die Ereignisse sollten sie allerdings sehr bald über den Unterschied zwischen Theorie und Praxis belehrt werden und am eignen Leib erfahren, dass auch der Beste nicht im Frieden leben kann, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt. Es war für uns überhaupt von Interesse zu erleben, wie unter dem Drucke der Wirklichkeit und der auf ihnen lastenden Verantwortung die mit der Regierung betrauten marxistischen Theoretiker gezwungen waren, eines ihrer Schlagworte und Ideale nach dem anderen zu opfern. Sie hatten sofort nach Übernahme der Regierung die Todesstrafe abgeschafft; wenige Wochen später mussten [sic] sie sie wieder einführen. Die Akkordarbeit war als asozial untersagt worden; es dauerte nicht lange und sie musste [sic] wieder eingeführt werden usw. Die Rücksicht auf das Parteiprogramm hat die Minister häufig gezwungen, wider besseres Wissen von als notwendig und richtig erkannten Massnahmen

abzusehen. Der Kampf mit den eigenen Parteigenossen und mit der Roten Garde hat ihnen mehr schwere Stunden bereitet als der Kampf; mit der Opposition.

Die georgische Bevölkerung stand uns Deutschen zunächst gleichgiltig, zuweilen sogar ablehnend gegenüber. Die georgischen Offiziere grüssten uns nicht einmal. Offenbar hatte die Regierung versäumt, die öffentliche Meinung darüber aufzuklären, dass sie uns gerufen hatte und dass wir gekommen waren, um zu helfen.

Verhältnismässig bald trat jedoch ein Umschwung in der Einstellung der Bevölkerung zu uns ein. Das Kgl. Bayerische Reserve Jäger Bataillon Nr.1 unter Führung seines vortrefflichen Kommandeurs Scheuring und das Sturmbataillon Nr.10 unter Kommando des [es fehlt – D. P.] , waren am 8 Juni in Poti gelandet und am 10 Juni als erste deutsche Truppen in Titlis eingetroffen. Bereits am nächsten Tage hatte der Minipterpräsident Jordania auf dem Golowinski prospekt eine Parade über die deutschen und über die in Tiflis stehenden georgischen Truppen abgenommen. Die gute Haltung und der tadellose Vorbeimarsch der deutschen Formationen machte nicht nur auf die Regierungsmitglieder, sondern auch auf die Bevölkerung einen tiefen Eindruck und war von gutem Einfluss auf deren Einstellung. Noch in der Nacht vom 11 auf 12 Juni waren die Deutschen Truppen wieder von Tiflis aufgebrochen, um im Verein mit schwachen georgischen Kräften die in das südliche Georgien eingedrungenen Tartarenbanden zurückzuwerfen. Eine ausführliche, von Major Scheuring geschriebene Schilderung der Operationen und Gefechte in Südgeorgien findet sich in der Geschichte des K.B.¹⁸ 15. Jägerregiments.. Dank dem grossen Takt und der Geschicklichkeit Scheurings und seiner Offiziere war es gelungen, die von türkischen Offizieren geführten und von regulären türkischen Truppen gestützten Tartarenbanden über die Grenze zurückzuwerfen, ohne dass es zum offenen Kampf mit unseren Bundesgenossen gekommen war. Dem Drucke der deutschen OHL nachgebend hatte Enver auf den offenbar geplanten Vormarsch gegen Tiflis verzichtet und seine Truppen über die georgische Grenze zurückgezogen. Wenn es sich bei der Expedition unserer Truppen in Südgeorgien auch nicht um schwere Kämpfe gehandelt hatte, so hatten sie dem Jägerbataillon doch 4 Tote und 12 Schwerverwundete gekostet. Unsere Freundschaft mit den Georgiern war mit deutschem Blut besiegelt worden.

Nachdem die deutschen Truppen die gewonnenen Gebiete von den tartarischen Banden gesäubert und die unzuverlässigen Ortschaften nach Möglichkeit entwaffnet hatten, waren die Jäger unter Belassung einer Kompanie in Südgeorgien am 24 und 25 Juni nach Tiflis zurückgekehrt. Das Sturmbataillon war nach der deutschen Kolonie Katharinenfeld abmarschiert und wurde später von mir nach Kutais verlegt. Ich konnte am Tage nach meinem Eintreffen in Tiflis das Jägerbataillon in seiner Kaserne besuchen und begrüßen. Major Scheuring beauftragte ich mit der Führung der Geschäfte der deutschen Komendatur Tiflis, die in einem schönen alten Klubgebäude am Golowinskiprospekt untergebracht wurde.

Das unter Führung des Oberleutnants Pfaffenberger stehende deutsche Bahnschutzbataillon löste ich auf. Die dadurch freiwerdenden Offiziere und Mannschaften wurden auf das Jägerbataillon und das Sturmbataillon verteilt. Aus den Jägern wurde das „Kaukasische Jägerregiment“ (später in K.B. 15 Jägerregiment umbenannt) unter Führung des Majors Scheuring gebildet. Das Regiment bestand aus dem Regimentsstab und zwei Bataillonen zu je 3 Kompanien und einer Maschinengewehrkompanie. Dem 1. Bataillon war ein Minenwerferzug und ein Zug Feldgeschütze, die die georgische Regierung zur Verfügung gestellt hatte, angegliedert. 13 ehemalige russische Offiziere (sämtlich Deutschbalten) wurden ungeachtet ihres früheren Ranges als Leutnante auf Kündigung beim Regiment eingestellt. Die meisten von ihnen fanden als Dolmetscher Verwendung. Beim Sturmbataillon wurde eine zweite Schützen-Kompanie

¹⁸ Königlich Bayerischen

aufgestellt. Aus den nicht zur Einstellung in die Front geeigneten ehemaligen Kriegsgefangenen wurde in Tiflis eine Garnisonkompagnie formiert. Ende Juli war die Ausstellung des Jägerregimentes abgeschlossen. Eine Kompagnie des Regiments wurde zum Grenzschutz in Südgeorgien belassen. Das Sturmbataillon hielt mit einem Zug Poti besetzt. Wegen des schlechten Klimas von Poti musste dieser Zug alle 14 Tage abgelöst werden.

Die Delegation wurde in der Nähe des deutschen Konsulates in einem schönen, Repräsentativen Hause, das samt Einrichtung einen reichen Armenier gehörte, der ausser Landes war, untergebracht. Zu ebener Erde konnten die Bureaus der Delegation eingerichtet werden, im ersten Stock befanden sich die sehr anständigen Repräsentationsräume, mein Arbeits und Schlafzimmer, sowie je ein Zimmer für Lersner und Böttinger. Es dauerte einige Zeit, bis das Haus, das vorher einer georgischen Behörde für Büreauzwecke gedient hatte, in Stand gesetzt war.

Zur Uhterbringung der nicht im Truppenverband stehenden Offiziere und Beamten wurde das Palace-Hotel gemietet. In ihm wurde auch das deutsche Offizierskasino eingerichtet. Als Dolmetscher standen der Delegation die Balten, Baron Drachenfals, Baron Frank, Frhr. von Hamm und später noch Herr von Normann zur Verfügung. Wir haben im Grossen und Ganzen gute Erfahrungen mit ihnen gemacht, wenn auch ihre Arbeitsleistung manchmal etwas zu wünschen übrig liess.

Ende Juni lief aus Suchum die Meldung ein, dass dort etwa 600 Mann türkische Truppen gelandet seien und sich zwischen die nördlich Suchum gegen bolschewistische Banden kämpfenden georgischen Truppen und das georgische Hinterland geschoben hatten. Auf dringendes Bitten Jordanias schickte ich zur Beruhigung der Bevölkerung eine kleine Abteilung (2/3 Kompagnie und I Zug MGs) nach Suchum.

Unter dem Druck dieses neuen Vertragsbruches durch die Türken mussten mein österreichischer und bulgarischer Kollege und ich den inständigen Bitten der georgischen Regierung nachgeben und noch einen Versuch machen, einen modus vivendi mit den Türken zu finden. Wir hofften, durch eine mündliche Aussprache mit Wehib Pascha in Batum zu einer Verständigung zwischen den Türken und Georgiern zu kommen. Auf unsere telegraphische Anfrage, ob unser Besuch genehm, sei, erhielten wir keine Antwort. Trotzdem schifften wir drei Missionschefs mit einigen Begleitern uns am Morgen des 29 Juni in Poti auf dem Dampfer „General“ ein und trafen nach einer von herrlichstem Wetter begünstigten Fahrt gegen 1 Uhr mittags von Batum ein. Wir mussten sehr lange warten bis uns die Genehmigung zur Einfahrt in den Hafen erteilt wurde und könnten erst zwischen 4 und 5 Uhr nachmittags an Land gehen.

Der berüchtigte Wehib, ein kleiner, dicker Mann von etwa 42 Jahren, der richtige verschlagene, aber kluge und verhandlungsgewandte Asiate, ein brutaler Gewaltmensch auch in seinem Äusseren, unsympathisch im höchsten Grad, aber ohne Zweifel eine starke Persönlichkeit empfing uns zwar sehr freundlich, verhielt sich aber in der Sache völlig ablehnend.

Die Freilassung der im südlichen Georgien von den Türken gefangen genommenen Deutschen lehnte er glatt ab. Die Landung in Suchum habe er ohne das Vorwissen von Konstantinopel gemacht, weil er von den Abchassen um Hilfe gebeten worden sei. Tatsächlich stand die Bevölkerung von Abchasien auf Seite der Georgier, nur einige Grossgrundbesitzer, die die Enteignung ihres Besitzes durch die sozialistische Regierung in Tiflis befürchteten, hatten sich an Wehib um Hilfe gewendet. Auf meine Frage, ob wir uns denn bei ihm an die richtige Adresse gewendet hatten, teilte uns Wehib mit, dass er um 5 Uhr das Kommando an seinen Bruder Essad Pascha übergeben würde. Enver hatte ihn abgesetzt. Leider hatten unsere noch am gleichen Abend und am nächsten vormittag stattfindenden Besprechungen mit Essad Pascha kein günstigeres Ergebnis. Äusserlich war Essad das gerade Gegenteil seines Bruders - eine gute, vornehme Erscheinung - ein Herr-, der gut deutsch sprach und den Eindruck eines offenen, ehrlichen Mannes machte. Aber er war ebenso verschlagen und eigensinnig wie sein Bruder, wenn auch nicht so

gewandt und zynisch wie dieser. Er verschanzte sich hinter dem Vorwand, dass er zu Verhandlungen nicht legitimiert sei, lehnte es gleichfalls ab, die gefangenen Deutschen freizulassen und behauptete, er könne die armenischen Flüchtlinge nicht in ihre Heimat zurückkehren lassen, weil sie dort Greueltaten verübt hatten. Die von den Türken widerrechtlich besetzten Gebiete könne er nicht räumen, weil er dazu nicht autorisiert sei; über die Landung in Suchum müsse er die Auskunft verweigern usw. Obwohl wir zuletzt eine recht energische und deutliche Sprache geführt hatten, müssten wir Batum unverrichteter Dinge verlassen. Aber noch auf der Fahrt nach Poti erhielten wir einen Funkspruch Essads, dass er - wahrscheinlich auf Grund eines Befehls Envers - bereit sei, die gefangenen Deutschen freizugeben und als wir in Poti eintrafen, fanden wir die Meldung vor, dass die türkischen Truppen bei Suchum den georgischen Boden verlassen hatten. Also war unsere Mission doch nicht ganz erfolglos gewesen.

Vom türkischen Generalintendanten Ismael Haki Pascha - dem klugsten und gerissensten Spitzbuben - wurde ich in einem sehr liebenswürdigen Telegramm gebeten, zu vermitteln., dass ihm die Georgier gestattet die in Asserbeidshan erworbene Baumwolle mit der Bahn durch Georgien zu transportieren. Er wolle dafür Georgien mit Masut beliefern. Am Morgen des 1 Juli nach Tiflis zurückgekehrt, suchte ich sofort Jordania auf, um ihm über das Ergebnis unserer Verhandlungen in Batum zu berichten. Ich riet ihm, zwar die Baumwolltransporte, nach Batum, durchzulassen, im Übrigen aber die Bahn durch Georgien für türkische Militärtransporte solange zu sperren, bis die Türken die Bezirke Achalkalaki und Achalzilk geräumt hätten. Die georgische Regierung machte sich diesen Vorschlag zu eigen. Als Ludendorff Mitte Juli verlangte, dass die Militärtransporte der Türken unabhängig von der Räumung der von den Türken widerrechtlich besetzten Gebiete durchgeführt wurden, musste ich ihm melden dass meine sofortige Abberufung erforderlich sei, wenn er auf der Ausführung seines Befehles bestünde. Trotzdem den Türken durch die Sperrung der georgischen Bahn für ihre Militärtransporte sehr grosse Schwierigkeiten erwachsen, entschloss sich der eigensinnige Enver erst dann zur Räumung der genannten Gebiete, als nach dem verunglückten Versuch Nuri Paschas, sich Bakus zu bemächtigen, in den ersten Tagen des August die Benutzung der Bahn für die Türken zu einem unabweisbaren Bedürfnis geworden war. Ich werde hierauf später zu sprechen kommen.

Trotz der numerischen Schwäche der deutschen Truppen machte die Befriedung des Landes verhältnismässig rasche Fortschritte. Die nächtlichen Schiessereien in Tiflis hörten bald völlig auf und auch auf dem flachen Land besserte sich die öffentliche Sicherheit zusehends. Das Erscheinen nur einiger deutscher Stahlhelme genügte, um die räuberischen Banden verschwinden zu lassen. Die eingeborenen Grundbesitzer bestürmten uns mit Bitten, ihnen durch Zuteilung einiger deutscher Soldaten das sichere Einbringen der Ernte zu ermöglichen. Soweit es unsere schwachen Kräfte erlaubten, wurde diesen Bitten entsprochen.

Auf auffallend hartnäckigen Widerstand stiess ich bei der georgischen Regierung mit meinen Bemühungen, sie zur Aufstellung einer brauchbaren, regulären Armee zu veranlassen. Es machten sich hier ganz besonders die Einflüsse marxistischer Utopien, der Parteigebundenheit der Minister und ihrer Angst vor der Roten Garde fühlbar. Schliesslich musste ich zu einem Druckmittel greifen. Ich eröffnete dem Ministerpräsidenten erst mündlich und dann in einer Note, dass die georgische Regierung so lange nicht mit dem Abschluss der von ihr so dringend benötigten Anleihe in Deutschland rechnen könne, als sie nicht durch die Aufstellung einer genügend starken Armee die nötige Gewähr für den Bestand ihres Staates geschaffen habe. In Berlin bat ich, den Abschluss der Anleiheverhandlungen solange zu verzögern bis die georgische Regierung in der Frage der Aufstellung einer Armee nachgab. Diesser Druck hatte die gewünschte Wirkung. Ich hatte die Genugtuung, dass die georgische Nationalversammlung am 14. August das von mir nach

deutschem Muster entworfene Militärgesetz mit nur geringfügigen Änderungen einstimmig annahm. Ausserdem wurde die bei der Revolution abgeschaffte Militargerichtsbarkeit wieder eingeführt. Es sollten in Georgien zunächst zwei Infanterie Divisionen, eine Grenzschutzdivision nach russischem Muster, eine Kavallerie -Division zu 3 Regimenten mit den nötigen Nebenwaffen und eine selbständige Artilleriebrigade in einer Gesamtfriedensstärke von 30 – 40 000 Mann aufgestellt werden. In der Person des Generals Gedewanoff¹⁹ wählte sich der Kriegsminister einen sehr tüchtigen und sympathischen Gehilfen, mit dem wir angenehm und vertrauensvoll zusammen arbeiten konnten. Ich stellte ihm den Major Graf Wolffskeel und einige Offiziere zur Verfügung. Stärkenachweisungen für die aufzustellenden Truppenteile wurden von mir ausgearbeitet, desgleichen ein Plan für die Organisation des Kriegsministeriums. Der mir von den Georgiern zur Begutachtung vorgelegte Plan für die Organisation dieses Ministeriums sah für die kleine Armee - echt orientalisches - einen viel zu grossen und zu kostspieligen Apparat vor. Die Arbeiten für die Organisation der Armee machten verhältnismässig langsame Fortschritte, da ein Teil der georgischen Offiziere - an ihrer Spitze der Chef des Generalstabes, General Fürst Andronikow²⁰ - die glaubten, es besser zu verstehen als wir Deutsche, unsere Arbeit sabotierte. Immerhin war die Organisation der Armee bis Ende des Jahres soweit gediehen, dass die Georgier im Stande waren die Armenier aus eigener Kraft zurückzuschlagen, als diese am Tage nach dem Abzug der deutschen Truppen aus Tiflis verräterischer Weise ohne Kriegserklärung die georgische Grenze überschritten und sich Tiflis bis auf einen Tagemarsch näherten.

Am Abend des 16 Juni fuhr ich mit meiner Begleitung zur Übergabe meines Beglaubigungsschreibens bei der aserbeidshanschen Regierung nach Elisabethpol (Gandschi), der damaligen Hauptstadt Asserbeidshans. Damit verband ich auch einen Besuch bei Nuri Pascha, dem Vertreter der türkischen Regierung in Asserbeidshan. Gandschi ist ein grosses Dorf mit einigen wenigen städtischen Gebäuden, umgeben von weiten Gärten mit geradezu tropischer Vegetation. Ein zur Zeit trockenes Flussbett trennte den tartarischen vom armenischen Stadtteil. Bis zum Eintreffen der Türken bestand zwischen den beiden Stadtteilen blutige Fehde. Der Besuch bei der aserbeidshanschen Regierung beschränkte sich auf den Austausch von Höflichkeiten und hatte kein praktisches Ergebnis. Die Regierung scheint nur sehr wenig Einfluss zu besitzen; tatsächlicher Diktator ist Nuri Pascha. Mit besonderem Nachdruck wurde mir versichert, dass Asserbeidshan ohne den Besitz von Baku nicht lebensfähig sei. Ein Standpunkt, den natürlich auch Nuri teilte. Er versicherte mir aber, dass er nicht beabsichtige, Baku anzugreifen. Die wesentlichste Schwierigkeit für eine Konsolidierung Asserbeidshans sah ich darin, dass das Land nur eine sehr dünne, halbwegs gebildete Oberschicht besitzt und infolge dessen der Mangel an regierungsfähigen Männern sehr gross ist.

Der Divisionsgeneral und Generaladjutant Nuri Pascha – ein Bruder Envers - ist 28 bis 30 Jahre alt; er ist nicht so schön wie sein Bruder Enver, aber eine ganz gute Erscheinung und nicht unsympathisch. Er war zwar sehr liebenswürdig, aber zu trauen war ihm nicht. Ganz naiv erzählte er mir, dass er sich nur deshalb den grossen Vollbart stehen lasse, damit er älter aussehe und bei seinen Glaubensgenossen mehr Ansehen genösse.

Im Anschluss an unseren Aufenthalt in Gandschi besuchten wir Helenendorf, die grösste, schönste und reichste der deutschen Kolonien im Kaukasus. Wie in Palästina so war es auch im

¹⁹ Auf georgisch Gedewanischwili. Infolge der assimilatorischer Politik Rußlands seit 1804 wurde der Georgische Adel nach Rußland verbannt und die Namen auf russische Art umgenannt.

²⁰ Auf georgisch - Andronikaschwili.

Kaukasus ein ganz eigenartiges, anheimelndes Gefühl, wenn man mitten im fremden Erdteil, unter fremden Menschen, fast drei tausend Kilometer von der Heimat entfernt plötzlich auf ein schönes, grosses, reinliches Dorf traf, ganz im schwäbischen Stil erbaut, mit der breiten schattigen Dorfstrasse, der oft rührend einfachen Dorfkirche, mit blummengeschmückten Vorgärten und zahlreichen blonden Kindern, die uns im echtsten schwäbischen Dialekt begrüßten.

Im September 1817 waren die ersten deutschen Kolonisten in Tiflis eingetroffen und hatten sich in Marienfeld bei Tiflis angesiedelt, 178 Seelen, lauter Schwaben, die ihr Vaterland teils wegen der damals in ganz Süddeutschland wütenden Hungersnot teils aus religiösen Gründen als Sektierer verlassen hatten. Ende des gleichen Jahres trafen noch weitere 500 schwäbische Familien ein, die die Kolonien Elisabethtal, Alexandersdorf, Neu Tiflis, Katharinenfeld, Annenfold und Helenendorf gründeten. Im Ganzen siedelten sich 531 schwäbische Familien mit ca. 2700 Seelen an. Die damalige russische Regierung begünstigte und forderte die deutsche Ansiedelung in weitgehendem Maße; man wollte in dem vor Kurzem unterworfenen, der russischen Zwangsherrschaft widerstrebenden Lande ein regierungsfreundliches Element schaffen. Den Kolonien, wurden Selbstverwaltung, deutsche Kirchen mit deutschen Geistlichen, deutsche Schulen mit deutschen Lehrern zugestanden. Vor Allem aber wurden Nichtdeutsche von der Ansiedelung in den deutschen Kolonien ausgeschlossen - eine für die Erhaltung des Deutschtums ausserordentlich wertvolle Maßnahme, weil dadurch Mischehen wenn nicht verhindert, so doch sehr erschwert wurden. Dem eisernen Fleiss, der Zähigkeit und Anpassungsfähigkeit der Schwaben war es zu danken, dass sich die Kolonien - insbesondere da, wo sie sich mit Weinbau befassen könnten - zu grosser Blüte und teilweise zu sehr beträchtlichem Wohlstand entwickeln könnten. In Helenendorf gab es zur Zeit unseres Besuches eine Anzahl von Millionären. Natürlich vollzog sich die Entwicklung der Kolonien nicht ohne ernste Krisen und mancherlei Rückschläge. Häufig mussten die Kolonisten zur Waffe greifen, und ihre Angehörigen und ihr Hab und Gut gegen die Überfälle räuberischer Horden zu verteidigen.

Die deutschen Kolonisten und insbesondere die von ihnen geleiteten Handelshäuser erfreuten sich wegen ihrer Geschäftstüchtigkeit, und Verlässigkeit grossen Ansehens. In den letzten Jahrzehnten vor dem Kriege hatten auch die deutschen Kolonien im Kaukasus unter den lebhaft einsetzenden Russifizierungsbestrebungen zu leiden. 1887 wurden die deutschen Schulen den russischen Aufsichtsbehörden unterstellt. Die Kolonien wurden in eine besondere Steuerklasse eingereiht; die landwirtschaftlichen Kulturen — insbesondere die Weingärten - wurden zwei bis dreimal höher besteuert als solche, die sich im Besitz von Nichtdeutschen befanden. 1912 beantragte noch der Statthalter, die deutschen Kolonien den allgemeinen Gesetz zu unterstellen und ihnen die bei der Ansiedelung verliehenen Privilegien zu entziehen. Obwohl die deutschen Kolonisten unter Wahrung ihrer kulturellen Eigenart gute und loyale Untertanen des Zaren geworden waren und viele ihrer Söhne im russischen Heere dienten, hatten sie doch zu Beginn des Weltkrieges unter dem allgemeinen Deutschen Hass und der nervösen Spionenriechei sehr zu leiden. Die Kolonien wurden in ganz unerhörtem Maße zu den Requisitionen herangezogen und viele ehrenwerte und angesehene Kolonisten wurden unter nichtigen Vorwänden unschuldig ins Gefängnis geworfen oder nach Sibirien verschickt.

Nach dem Zusammenbruch des zaristischen Reiches machte sich in den deutschen Kolonien das Bedürfnis geltend, sich in kultureller und wirtschaftlicher Beziehung an das deutsche Mutterland anzuschliessen. Um ihren Söhnen den Besuch deutscher Hochschulen zu ermöglichen, gründeten die Kolonisten mit unserer Unterstützung und mit nicht unbeträchtlichen Geldopfern ein deutsches Realgymnasium. Wir stellten aus den deutschen Truppen die benötigten Lehrkräfte. Die Schule erfreute sich lebhaften Besuches und zwar nicht nur seitens der deutschen Kolonistensöhne, sondern auch Georgier und Russen schickten ihre Kinder auf die deutsche Schule.

Um die Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und dem Kaukasus zu beleben und zu

erleichtern, wurde mit einem fast ausschliesslich aus den deutschen Kolonien stammenden Kapital eine deutsch-kaukasische Bank gegründet.

Die einzige in Tiflis erscheinende deutsche Zeitung – die Kaukasische Post - fand unter den deutschen Offizieren und Beamten, einige Mitarbeiter, vor Allem aber versetzten wir sie durch die Abkommandierung von Setzern aus den deutschen Truppen in die Lage, wieder regelmässig zu erscheinen.

Durch Eröffnung von Polikliniken stellten sich die deutschen Ärzte und Sanitätsanstalten in den Dienst der Allgemeinheit und fanden bald lebhaften Zuspruch aus allen Bevölkerungskreisen. Nach dem Abzug der deutschen Truppen wandelte der tatkräftige Chefarzt des deutschen Militärlazarettes, Stabsarzt Dr. Merzweiler, dieses in ein Zivilkrankenhaus um, das sich während der Dauer seines Bestehens des lebhaftesten Zuspruches erfreute. Nach der Eroberung des Kaukasus durch die Bolschewisten gingen diese von uns mit viel Mühe und Liebe geschaffenen kulturellen Werke wieder ein und wurden die deutschen Kolonien mehr oder minder vernichtet.

Unser Besuch in Helenendorf gestaltete sich zu einem wirklich schönen, eindrucksvollen Fest. Der ziemlich grosse Ort war mit Fahnen und Guirlanden festlich geschmückt, auf dem geräumigen Gemeindeplatz, auf dem die Miliz in Parade stand, begrüsst uns der Gemeindevorsteher mit einer Ansprache, dann wurden wir in die Kirche geführt, wo nach dem Absingen eines Chorals der Pfarrer eine Begrüssungsrede hielt. Nach einer echt schwäbischen Kaffeeschlacht im schönen Heim der millionenschweren Weinbauernfamilie Vohrer, machten wir eine Rundfahrt durch den Ort und besuchten eine der grossen Weinkellereien. Abends fand im Vereinshaus, in dem alle Erwachsenen beiderlei Geschlechts versammelt waren, ein Fest mit vielen Reden, Musik und Gesangsvorträgen statt. Es waren auffallend viele hübsche Mädeln und Frauen anwesend.

Seit zwei Jahren konnten die kaukasischen Weinbauern ihre Ernte nicht verkaufen, weil keine Absatzmöglichkeit nach Russland vorhanden war. Die neue Ernte stand vor der Türe und alle Gebinde waren gefüllt. Wir hatten für die Heimat sehr grosse Mengen des guten und gesunden, stark taninhaltigen kaukasischen Weines zu lächerlich niedrigen Preisen aufkaufen können, aber leider waren alle meine Bitten um Übersendung leerer Fässer vergeblich.

Ebenso ging es uns mit der in Georgien lagernden, sehr reichen Tabakernte der letzten beiden Jahre. Ich hatte die georgische Regierung gebeten, die ganze Ernte für uns mit Beschlag zu belegen. Es dauerte unendlich lange, bis die deutsche Einkaufsgesellschaft endlich einen kleinen jüdischen Aufkäufer schickte. Er fand die Preise zu hoch und reiste unverrichteter Dinge wieder ab. Die Tabakbauern brauchten notwendig Geld und so konnte ich die Beschlagnahme des Tabakes nicht länger aufrecht erhalten. Er wurde sofort von türkischen Händlern gekauft und von diesen übernahm ihn später die deutsche Einkaufsgesellschaft zu wesentlich höheren Preisen als sie den Georgiern hatte bezahlen müssen.

Gleich nach unseren Eintreffen in Georgien hatten wir Gelegenheit, ein grosses Kupferlager zu erwerben. Berlin zwang uns den Kauf wieder rückgängig zu machen, weil wir zum Aufkauf nicht berechtigt seien!

Als wir den Kaukasus verliessen, türmten sich in Poti ganze Berge von Manganerz. Die Heimat brachte es nicht fertig, die zum Abtransport des Erzes benötigten Schiffe beizustellen. Das Erz fiel in die Hände der Entente. Wie schon erwähnt, herrschte im Kaukasus ein bitterer Mangel an allen Gebrauchsgegenständen des täglichen Lebens. Meine wiederholten, dringenden Bitten eine Schiffsladung von Gebrauchsgegenständen, die damals in Deutschland noch vorhanden waren, zu schicken, hatten keinen Erfolg. Unser hyperorganisierter Bürokratismus versagte; hätte man eine jüdische Firma unter Zusicherung eines entsprechenden Gewinnes damit beauftragt, so wäre ohne Zweifel die Aufgabe gelöst worden. So konnte es nicht ausbleiben, dass sich bei den von feindlichen Agenten beeinflussten Kaukasiern die nicht ganz unrichtige Meinung festsetzte und immer mehr verbreitete, dass wir Deutsche ihr Land nur aussaugten, ihnen aber nichts dafür geben

wollten. Weil wir nur kauften und nichts verkauften, stiess auch die Rubelbeschaffung für uns auf immer grössere Schwierigkeiten.

Ich habe daraus die Lehre gezogen, dass man bei der Vorbereitung derartiger Unternehmungen in weit entfernten Ländern den wirtschaftlichen Verhältnissen und der Transportmöglichkeit viel grössere Aufmerksamkeit zuwenden muss, als dies in unserem Fall geschehen war.

Als sehr erschwerend für die Lösung der uns gestellten Aufgaben erwies sich auch die höchst ungünstige Nachrichtenverbindung zur Heimat. Telegramme von und nach Berlin waren oft wochenlang unterwegs. Das uns zunächst zur Verfügung stehende Funkgerät erlaubte uns wohl den Verkehr mit Konstantinopel, aber nicht mit Deutschland. Auf meine Bitte hin wurde uns später eine Grossfunkstation geschickt. Wir bauten sie in der Nähe von Tiflis auf und die erste Nachricht aus Deutschland, die sie aufnahm, war die Proklamation Eberts bei Übernahme der Reichspräsidentschaft.

Auf Bitten der in Tiflis befindlichen Vertreter des armenischen Nationalrates fuhren mein Kollege Baron Franckenstein und ich mit einigen Begleitern am 29. Juli zur Übergabe unserer Beglaubigungsschreiben an die armenische Regierung nach Eriwan, der Hauptstadt der kleinen Republik Armenien. Wir waren gegen Mitternacht von Tiflis abgefahren; da sich aber die Eisenbahn in diesen Ländern nicht übereilt, so war es bereits Tag, als wir den Kleinen Kaukasus überquerten. Die Fahrt war landschaftlich ganz wunderschön. Man fährt stundenlang durch ein unglaublich tief eingeschnittenes und sich stellenweise schluchtartig verengendes Flusstal. Senkrecht abfallende Felswände wechseln ab mit Hängen, die mit den schönsten alten Laubbäumen bestanden sind. Obwohl mir der türkische Pascha vorher Durchfahrtsurlaubnis erteilt hatte, wurden wir an der Grenze des von den Türken besetzten Gebietes festgehalten und mussten eine Stunde lang warten, bis uns die Erlaubnis zur Weiterfahrt erteilt wurde. Abends gegen 9 Uhr trafen wir in Eriwan ein. Auf dem Bahnhof in Eriwan fand grosser militärischer Empfang statt, der nicht nur durch die Wildheit der armenischen Truppen, sondern vor allem durch das Fehlen leider Beleuchtung einen recht eigenartigen Eindruck machte, aber sicher gut gemeint war. Ich wurde mit meinen Adjutanten in einem recht komfortablen Privathaus bei einem Cognakfabrikanten untergebracht. Um 12 Uhr nachts gab uns der Bürgermeister von Eriwan in einem Gartenlokal ein üppiges Souper mit ausgezeichneten armenischen Weinen. Am nächsten Vormittag machten wir unsere Besuche bei den Behörden und lernten dabei auch etwas die Stadt kennen. Sie macht einen recht asiatischen Eindruck und hat wegen der Erdbebengefahr fast nur einstöckige Häuser.

Das interessanteste Ereignis der ganzen Reise war der Besuch beim Katholikos, dem armenischen Papst. Er residiert in Edschmiadsin, einem uralten Kloster etwa 15 Kilometer westlich Eriwan. Unser Auto fuhrte uns an zahllosen Lagern vorbei, in denen die vor den Türken geflohenen Armenier im tiefsten Elend hausten und dem sicheren Hungertod entgegengingen. Es war für uns tief beschämend, dass wir durch die Kriegslage gezwungen waren, mit solchen Bestien wie den Türken zusammen zu arbeiten und ihnen gegenüber nicht so auftreten konnten, wie es die Menschlichkeit erfordert hätte.

Das Kloster ist zwar sehr alt, aber recht wenig schön. Wundervoll ist nur der Blick, den man auf der einen Seite gegen den Grossen und Kleinen Arrarat und auf der anderen Seite gegen den schneebedeckten Alagoes hat. Wir durchquerten den weiten Klosterhof, in dem Tausende von Flüchtlingen kampierten, die sich vor uns auf die Kniee warfen und uns mit dem Ruf begrüsst:

"Gebt uns Brot". Dann wurden wir mit einem gewissen Zeremoniell bei dem von etwa 20 hohen Geistlichen umgebenen Katholikos eingeführt. Ein schöner, würdiger Greis von etwa 70 Jahren mit langem wohlgepflegten schneeweissen Bart und Haupthaar, von der Würde seiner Stellung und seiner hohen Verantwortung durchdrungen - kurz was man sich unter einem Kirchenfürsten vorstellt. Russisch orientiert sah der Katholikos in uns Deutschen die Freunde und Verbündeten der Todfeinde seines Volkes und machte uns infolgedessen mitverantwortlich für das Elend seiner Schutzbefohlenen. Zwei alte Bischöfe, die der auf einem Thronsessel sitzende Katholikos während der wohl eine Stunde dauernden Audienz stehen liess, dienten als Dolmetsche. Es war ein uns tief ergreifendes Erlebnis. Während von draussen das wie Meeresbrandung an- und abschwellende Brausen der Stimmen der im Klosterhof lagernden Flüchtlinge in den niederen Klostersaal drang, sprach sich der greise Priester bei der erschütternden Schilderung der Notlage seines Volkes und seiner eigenen Hilflosigkeit in eine solche Erregung hinein, das er am ganzen Körper zitterte. Er wurde zeitweise so ausfallend, dass auch ich zu einer sehr ernsten und entschiedenen Sprache gezwungen war und es ihm nicht ersparen konnte auch auf den Verrat, den die Armenier an den Türken begangen hatten und auf die Scheusslichkeiten, die sich die Armenier gegenüber den Muhamedanern hatten zu Schulden kommen lassen und die nicht weniger abscheulich waren als die von den Türken begangenen, hinzuweisen. Wir einigten uns schliesslich dahin, dass der Katholikos eine Bittschrift um Hilfe an Seine Majestät, den deutschen Kaiser richten sollte und ich mich bereit erklärte, dieses Dokument an Seine Majestät zu befördern. Der Katholikos liess sich dann unsere Begleiter vorstellen und lud uns zum Mittagessen ein, bei dem er der liebenswürdigste und aufmerksamste Wirt war.

Nachdem wir noch die reiche und hochinteressante Klosterbibliothek besucht hatten, kehrten wir nach Eriwan zurück und hatten dort noch verschiedene Besprechungen mit den Mitgliedern der armenischen Regierung. Abends fand das übliche Bankett mit vielen Reden und ausgezeichneten Weinen statt. Um Mitternacht fuhr ich mit meinen Herren ab, während Franckenstein noch blieb, um am nächsten Tag der Eröffnung des armenischen Parlamentes beizuwohnen.

Die Lage der Armenier war tatsächlich ganz verzweifelt. Nachdem wir den Türken in den Arm gefallen waren und sie verhindert hatten, die Reste des armenischen Volkes zu massakrieren, wollten sie nun das Volk durch Hunger vernichten. Auf dem kleinen, den Armeniern verbliebenen Gebiet, das nicht einmal seine 700 000 Einwohner ernähren konnte, befanden sich noch eine halbe Million Flüchtlinge, die unter Verlust ihres ganzen Hab und Gutes vor den anrückenden Türken ihre Wohnstätten verlassen hatten und nun durch Hunger, Kälte, Krankheiten und Seuchen jeder Art zu Grunde gingen. Alle unsere Bemühungen, die Türken dazu zu veranlassen, dass sie den geflüchteten Armeniern die Rückkehr in ihre Heimat erlaubten war vergeblich. Die Türken verschanzten sich hinter dem nicht stichhaltigen Vorwand, die Rückkehr der Flüchtlinge bedeute eine Gefahr für die türkische Armee. Diese Einstellung war nicht nur grausam und unmenschlich, sie war auch töricht, denn die Türken waren nicht in der Lage, die reiche Ernte in den von ihnen besetzten Gebieten einzubringen.

Wir halfen den Armeniern durh Getreidesendungen und durch Überlassung von Medikamenten, soweit dies unsere beschränkten Mittel erlaubten. Aber Alles, was wir tun konnten, war nur ein Tropfen auf dem heissen Stein.

In dem Werk von Dr. Johannes Lepsius „, Deutschland und Armenien 1914-1918 “ 1919 im Tempelverlag in Potsdam erschienen, sind auf den Seiten 402 ff, 410, 420, 423, 428, 431, 432 und 435 die Berichte abgedrückt, die ich damals an den Reichskanzler und das Auswärtige Amt geschickt habe.

Ministerpräsident Jordania konnte die Sorge nicht loswerden, dass von den Russen angezettelte Unruhen ausbrechen und Attentate gegen uns Deutsche ausgeführt werden konnten. Ich machte ihm das Anerbieten, möglichst viele der unsicheren Elemente durch die in Poti geleerten Dampfer nach Sebastopol abtransportieren zu lassen. Es gelang auch einige der Transporte durchzuführen, dann aber traf ein Befehl Ludendorffs ein, dass die Transporte zu unterbleiben hatten. Etwa 2000 Russen, die beim Eintreffen dieses Befehles bereits eingeschifft waren, wurde die Landung in Sebastopol verwehrt und sie wurden wieder nach dem Kaukasus zurückgeschickt. Statt den armen Leuten zu helfen, hatten wir sie in eine noch viel schlimmere Lage gebracht. Wenn doch die heimischen Behörden ihre Auslandsvertreter erst hören wollten, bevor die Befehle erteilen, deren Auswirkungen sie gar nicht beurteilen können.

Allmählich bahnten sich auch gesellschaftliche Beziehungen zwischen uns und den Landeseinwohnern an. Schon wenige Tage nach unserem Eintreffen in Tiflis gab uns die georgische Regierung im parkähnlichen Garten des Adligen Klubs ein sehr schönes Fest, zu dem einige Hundert Personen eingeladen waren, darunter sämtliche ortssanwesenden deutschen, österreichischen und bulgarischen Herren. Man war für 9 Uhr abends eingeladen. Zuerst ass man stehend an langen, mit den feinsten Delikatessen und Schnäpsen besetzten Tafeln die Sakuschka. Dann nahm man im Freien an riesigen, mit Blumen reich geschmückten Tisch ein Platz. Ich sass neben dem Ministerpräsidenten. Das Essen war sehr gut, es wurde aber so langsam serviert, dass man bis 2 Uhr bei Tische sass. Im Laufe des Abends kühlte es sehr schön ab, was nach dem glühend heißen Tage eine grosse Wohltat war. Sehr schöne Musik, nationale Gesänge, von prachtvollen Choren vorgetragen, und nationale Tänze kürzten die Pausen zwischen den einzelnen Gängen ab. Unter den Tänzern - es waren nur von einem Paar oder einem einzelnen Herrn ausgeführte Schautänze - befand sich ein Brigadekommandeur in Uniform und der Vizepräsident des Parlaments im Smoking. Die Tänze waren sehr graziös und dezent, teilweise aber auch reine Akrobatik. Von Soldaten eines Kavallerieregimentes wurde auch ein Schwertertanz vorgeführt.

Jordania hielt in französischer Sprache eine Begrüßungsrede. Ich hatte mich leichtsinniger Weise nicht vorbereitet und musste nun eine Erwiderung in französischer Sprache improvisieren. Sie klang aber ganz gut und löste einen ungeheuren Beifall aus. So wächst der Mensch mit seinen höheren Zwecken. Zahlreiche andere Reden folgten; es wurde gut und viel getrunken. Ich hatte Gelegenheit noch einige andere, derartige Feste mitzumachen. Oppositionelle Blätter behaupteten, das Empfangsfest zu unseren Ehren habe einige 40 000, Rubel gekostet, was bei den damaligen enormen Preisen bezw. der Entwertung des Rubels durchaus möglich ist. Bei solchen Gelegenheiten vergassen die Herren Minister aber vollständig, dass sie Sozialdemokraten waren.

Die Einladung des ehemaligen russischen Generals Gabajeff²¹, eines sehr angesehenen, würdigen und besonders liebenswürdigen Georgiers alten Schlages, gab uns Gelegenheit, die häusliche Gastlichkeit der Georgier kennen zu lernen. Auch dieses Fest begann erst am 10 Uhr abends, dauerte bis in die frühen Morgenstunden und stellte sehr hohe Anforderungen an die

²¹ Auf georgisch - Gabaschwili.

Trinkfestigkeit der Teilnehmer. Im Gegensatz zu einigen meiner Herren war ich ihnen gewachsen. Der Trinkkomment der Georgier hat grosse Ähnlichkeit mit unserem studentischen Trinkkomment. Quantitätentrinkerei, „in die Kanne steigen“ und dgl. unter Leitung eines Tischvorsitzenden ist auch bei den Grusinern üblich. Dabei fanden altgrusinische, ganz eigenartige, löffelähnliche Trinkgefässe aus Edelmetall Verwendung.

Ein ganz besonders gästliches Haus war das des reichen armenischen Seckt und Cognakfabrikanten Ananoff und seiner jungen schönen Frau, der Tochter eines russischen Generals. Ananoff besass in dem hochgelegenen, eine Autostunde von Tiflis entfernten Kotschori ein in gefälligem Stil, aber ganz aus Holz erbautes grosses Landhaus, in dem wir bei Tanz und Seckt in Gesellschaft einer Anzahl mehr oder minder hübscher Frauen und Mädchen viel vergnügte Stunden verlebten. Es war eine Wohltat nach der brütenden Hitze der im Kessel gelegenen Stadt. Tiflis die frische Luft in den Vorbergen des kleinen Kaukasus atmen zu dürfen. In steilen Serpentinien erkletterte die mässig gute Strasse die Höhe, zu beiden Seiten begleitet von wogenden Getreidefeldern und üppigen, blumenbesetzten Wiesen.

Als ich vor unserer Abreise der Familie Ananoff meinen Abschiedsbesuch machte, konnte ich nicht im Salon empfangen werden, weil in diesem die englischen Offiziere bereits meine und unsere Nachfolge angetreten hatten! Charakteristisch für die damaligen Verhältnisse im Kaukasus ist folgendes kleines Erlebnis. Als ich eines Tages mit Herrn Ananoff über den Golowinski prospekt ging, begegnete uns ein Herr, der mir durch sein gutes Aussehen und seine fabelhafte Eleganz auffiel und der Herrn Ananoff sehr höflich grüsste. Auf meine Frage, wer der Herr sei, antwortete Herr Ananoff: „Das ist Fürst X.. Er ist einer unserer gefährlichsten Räuber. Vor zwei Jahren hat er mich im Gebirge abgefangen, auf sein Schloss entführt und ein sehr hohes Lösegeld erpresst. Ich wurde während der Gefangenschaft sehr lebenswürdig als Gast behandelt, wäre aber ohne Zweifel umgebracht worden, wenn ich das Lösegeld nicht entrichtet hätte.“ Auf meine Frage, ob er denn den Kerl nach seiner Befreiung nicht angezeigt habe, meinte Ananoff: „Ich habe mich wohl gehütet, dies zu tun. Hätte ich Anzeige erstattet, so würde heute kein Mitglied meiner Familie mehr am Leben sein.“ Bei der Eroberung Georgiens durch die Bolschewiken musste Ananoff mit seiner Familie das Land verlassen. Sie leben seither in recht ärmlichen Verhältnissen in Paris.

So sehr lebenswürdig und gästlich die kaukasier und insbesondere die ritterlichen Georgier sind, so ist ihre Geselligkeit für den Arbeitsmenschen doch ausserordentlich anstrengend. Alle Feste dauern bis in die frühen Morgenstunden und man muss sehr viel trinken. Der Arbeitstag beginnt dementsprechend spät. Vor 11 Uhr traf man keinen höheren Beamten im Bureau und um 3 Uhr, nachmittags war meistens bereits Schluss.

Tiflis besass ein recht gutes Stadttheater. Die Regierung stellte mir eine Loge zur Verfügung, [In] ich [sic] der ich ab und zu eine Oper hörte, oder ein Ballet ansah. Als Theater-Kunstbeirat traf ich dort mir von München her sehr wohl bekannten Kunstmaler Salzmann wieder.

In der zaristischen Zeit war ein General Tamanscheff Intendant gewesen. Seine intelligente, sehr gewandte, mondaine Gattin - eine verblühte Schönheit - eröffnete einen Klub, in dem man nur gute Gesellschaft traf und dessen Betrieb ihr einigen Gewinn abwarf. Wir tranken dort ab und zu eine Tasse Kaffee und assen ein Stück von ihr gebackenem Kuchen. Ein Frühstück im Hause Tamanscheff spielte sich ganz in europäischen Formen ab und zeichnete sich durch die gute Klasse der geladenen Gäste aus.

Als ich gegen Ende unseres Tifliser Aufenthaltes, eines Abends das Theater besuchen wollte, wies mich die Logenschliesserin mit allen Zeichen des Schreckens auf die in der Garderobe hängenden Mäntel und Mützen englischer Offiziere hin. Ohne mich davon zu benachrichtigen, hatte die Regierung meine Loge den inzwischen in Tiflis eingetroffenen englischen Offizieren zur Verfügung gestellt. Es war dies wieder einer jener Fälle, wo wir unter der mangelhaften Lebensart and der mangelnden Geschäftsgewandtheit der an die Regierung gekommenen kleinen Leute zu

leiden hatten. Es hatte schon seine guten Gründe, dass sich früher die Diplomatie aus gesellschaftlich hochstehenden Kreisen rekrutierte. Auf meine sehr scharfe Beschwerde hin entschuldigte sich der Minister vielmals und schob die Schuld auf einen seiner Sekretäre.

Auch in meinem Hause entwickelte sich mit der Zeit eine sehr lebhaftige Geselligkeit. Ich hatte mehrmals in der Woche mittags oder abends Gäste. Die sehr anständige Ausstattung mit Repräsentationsgeldern ermöglichte mir trotz der hohen Preise ein offenes Haus zu machen. Schulenburg, Lersner und Böttinger waren meine ständigen Mittagsgäste. Die häufigen Besuche prominenter deutscher und türkischer Persönlichkeiten gaben immer wieder Veranlassung zu Einladungen. Natürlich sah ich auch die führenden georgischen Persönlichkeiten und die höheren deutschen Offiziere bei mir zu Gast. Leider musste ich den ganz ausgezeichnet kochenden russischen Koch, den ich zuerst engagiert hatte, wegzagen, weil er zu unverschämt stahl, aber auch sein Nachfolger kochte recht gut. Ich habe wohl in meinem ganzen Leben nicht so gut gelebt, wie während des kurzen Aufenthaltes in Tiflis. Im Grossen und Ganzen fühlte ich mich auch gesundheitlich. während meines Aufenthaltes im Kaukasus recht wohl - trotz der grossen sommerlichen Hitze - besonders nachdem es mir mit vieler Mühe gelungen war, ein Pferd zu beschaffen und ich jeden Morgen meinen Spazierritt machen konnte. Leider vertrugen nicht alle meiner Herren das Tifliser Klima und den vielen Alkohol. Auch der Krankenstand bei der Truppe war ziemlich hoch. Ich möchte aber glauben, dass daran weniger die klimatischen Verhältnisse Schuld trugen als unvernünftige Lebensführung.

Eine besonders schwierige und heikle Frage war unsere Einstellung zu den Wünschen der Ciskaukasier und der Bergvölker. Diese hatten sich zunächst mit der Bitte um Hilfe und Unterstützung an die Türken gewendet, und diese hatten sie ihnen in weitgehendem Maße zugesichert. Es entsprach durchaus den turanistischen Ideen Envers, dass er den grössten teil muhamedanischen Bergvölkern nicht nur Instruktoren, Waffen und Munition versprach, sondern ihnen auch die Entsendung einer türkischen Division zu ihrer unmittelbaren Unterstützung in Aussicht stellte.

Um nicht in einen neuen Krieg mit Russland verwickelt zu werden, müssten wir den Türken in den Arm fallen. Nur die Entsendung von Instruktoren konnten und wollten wir nicht verhindern. Dies genügte, um bis Ende des Jahres eine recht merkliche Abkühlung der Sympathien der Bergvölker für ihre türkischen Freunde eintreten zu lassen - wie dies ja auch in Asserbeidshan der Fall war.

Wir wurden während der Dauer unseres Aufenthaltes in Tiflis ständig von Abgesandten und Deputationen der Ciskaukasier und Bergvölker überlaufen, die verlangten, wir Deutsche sollten ihnen helfen, wenn wir dies schon den Türken nicht erlaubten. „Wir wollen unsere Selbständigkeit. Ob Ihr oder die Türken oder Beide gemeinsam uns helft, ist uns ganz gleichgiltig. Wir wollen frei sein und in kein Abhängigkeitsverhältnis treten weder zu Euch noch zu den Türken noch zu den Russen. Wenn Ihr uns nicht helft, sind wir für alle Zeiten verloren.“ Es war erschütternd, den Jammer und die Verzweiflung der Leute anzusehen, wenn ich ihnen erklären musste, dass die allgemeine Lage und unsere materiellen Mittel uns zur Zeit nicht erlaubten, ihre Wünsche zu erfüllen. Kurz vor dem Waffenstillstand kam es dann doch noch zu einer Abmachung, wonach sich der Chef der Deutschen Delegation verpflichten wollte, deutsche Truppen zur Aufrechterhaltung der Ordnung und Ruhe in der Republik der Bergvölker zur Verfügung zu stellen und bei seiner Regierung dafür einzutreten, dass die Selbständigkeit der Republik der Bergvölker von Deutschland

und seinen Verbündeten sowie von Russland anerkannt und Staatsverträge zur Regelung der politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungen abgeschlossen würden. Die Ereignisse verhinderten den Abschluss des im Entwurf fertiggestellten Vertrages.

Die Sperrung der Masutzufuhr aus Baku zwang die Georgier dazu, den Eisenbahnbetrieb von Masut auf Kohlenheizung umzustellen. Trotz der Geschicklichkeit und des Fleisses des Hauptmanns Gemoll und seiner Mitarbeiter gelang es uns nicht, den wünschenswerten Einfluss auf das Eisenbahnwesen zu gewinnen. Wir stiessen hier auf Widerstände, die teils in der Person des Eisenbahnministers, teils in der Angst der Regierung vor der besonders guten und straffen, sozialistischen Organisation der Eisenbahner begründet waren. Nachdem es endlich mit vieler Mühe gelungen war, die Lokomotiven von Masutheizung auf Kohlenheizung umzubauen, stellte sich heraus, dass das durch die bequeme Masutheizung verwöhnte Heizerpersonal den physischen Anstrengungen der Kohlenheizung nicht gewachsen war. Wiederholte, nicht ohne Verschulden der georgischen Regierung in den Kohlenruben ausgebrochene Streiks stellten zeitweise die Versorgung der Eisenbahn mit der nötigen Kohle in Frage - kurz die Eisenbahn blieb dauernd ein Sorgenkind.

Ich hatte vom frühen Morgen bis zum späten Abend Besuche zu Empfangen und Beschwerden, Klagen und Hilfeschreie anzuhören.

Die Tartaren beschwerten sich über das georgische Militär, das - mit der Entwaffnung der Tartarendörfer beauftragt - die Gelegenheit zum Stehlen und Plündern ausnutzte.

Vertreter der nationaldemokratischen Partei versuchten mich gegen die sozialdemokratische Regierung aufzuhetzen und für ihre Pläne zu gewinnen. Hohe georgische Offiziere erbaten meine Hilfe gegen die Rote Garde, der von der Regierung Alles bewilligt werde, während für die Armee nichts vorhanden sei. - Ein georgischer Notabler, der von der georgischen Regierung beauftragt war, in der Ukraine Mehl aufzukaufen, bat mich um Empfehlungen an die dortigen deutschen Stellen. Der Vorstand des deutschen Nationalrates wünschte meine Unterstützung, um die Auflösung der Miliz in den deutschen Kolonien zu verhindern. Eine Deputation der Katholiken in Georgien erbat Schutz gegen die Unterdrückung ihrer Glaubensgenossen durch die Türken. Der in Tiflis beglaubigte Gesandte Asserbeidchans, Herr Djafaroff - ein sehr geschickter, tüchtiger Mann - ersuchte mich um Vermittlung in Grenzstreitigkeiten zwischen seiner und der georgischen Regierung. Kaum war diese Angelegenheit erledigt, so musste ich wieder zwischen den beiden Regierungen vermitteln, weil sie sich über die Liquidation der russischen Hinterlassenschaft in die Haare geraten waren. Vertreter des armenischen Nationalrates berichteten über neue Grausamkeiten der Türken und baten flehentlich um Hilfe. Voll Sorge erzählten sie von dem Umsichgreifen der verschiedensten Seuchen unter den armenischen Flüchtlingen. - Ein türkischer Offizier hatte in Georgien eine grosse Menge von Bohnen aufgekauft. Nun kommt er zu mir und ich soll ihm die Ausfuhrerlaubnis der georgischen Regierung verschaffen. Dabei haben die Türken jegliche Ausfuhr aus den von ihnen besetzten Gebieten nach Georgien verboten. - Einem Vertreter der Nationaldemokratisch eingestellten, georgischen Offiziere versuchte ich klar zu machen, dass die vaterländische Pflicht ihm und seinen Kameraden gebiete, sich bei Aufstellung der neuen Armee der Regierung zur Verfügung zu stellen, und zu verhindern, dass die Offiziersstellen mit ungeeigneten Elementen besetzt würden. Bei allen Unterredungen mit den Herren der nationaldemokratischen Partei kam immer wieder die tiefe Enttäuschung darüber zum Ausdruck, dass ich nicht radikal in ihre innerpolitischen Verhältnisse eingriff und sie nicht mehr bei ihrem

Kampf gegen die Sozialdemokraten unterstützte. So lebhaft sie übrigens in innerpolitischen Fragen der Regierung Opposition machten, so war doch sehr anzuerkennen, dass in allen nationalen und aussenpolitischen Fragen jede Opposition verstummte. - Die in Tiflis lebenden Reichsdeutschen baten mich, sie bei der Gründung eines deutschen Klubs zu unterstützen. Ein Kosakenoffizier berichtete über die Zustände in Ciskaukasien. Er behauptete, dass, es mit den Bolschewiken zu Ende gehe und dass die Kosaken deutschfreundlich orientiert seien. - Ein deutscher Ingenieur glaubt in Georgien, in der Nähe von Notanebi, abbauwürdiges Vorkommen von Öl festgestellt zu haben und bittet um Staatliche Unterstützung.. - Ein Offizier aus dem Stabe Nuri Paschas überbringt einen flammenden Protest, weil die Georgier – ohne sein Wissen. - in ultimativer Form die Zurückziehung assereidshanischer Truppen aus einem strittigen Grenzort verlangt und mit Entwaffnung der Assereidshaner gedroht hatten. Jordania beklagt sich über die Einstellung der „Kaukasischen Post“ und erblickte in ihrer antisozialistischen Haltung den hauptsächlichsten Grund der Animosität der georgischen Sozialdemokraten gegen uns Deutsche. Von der von mir erneut angeregten Auflösung der Roten Garde wollte er nichts wissen. - Ein russischer General, von dem wir wussten, dass er der spiritus rektor der russischen Intriguen gegen die georgische Regierung und gegen uns Deutsche war, besuchte mich und bat mich Schritte zu tun für die Befreiung seiner von den Georgiern verhafteten Kameraden. In ergreifenden Worten schilderte er das Elend, in dem die im Kaukasus zurückgelassenen russischen Offiziere und ihre Familien leben mussten.

Gelegentlich einer langen Unterredung mit dem Führer der nationaldemokratischen Opposition, Herm Spiridion [sic] Kedia gewann ich den betrieblenden Eindruck, dass den Angehörigen dieser Partei jedes Organisationstalent, jede Tatkraft and Schaffensfreude abging und sie sich in hohlen Phrasendreschereien erschöpften. Wir waren uns einig darüber, dass die so notwendige Besserung der innenpolitischen Zustände in Georgien nur auf dem Wege der Evolution und nicht durch Revolution zu erzielen war, aber statt durch straffe Parteiorganisation und zielbewusste Propaganda, durch Bereitstellung von Mitteln und Schaffung einer ihre Bestrebungen fordernden Parteipresse praktische Arbeit zu leisten, erschöpfte sich die Tätigkeit der Herren Nationaldemokraten in Spintisieren, Kritisieren und Deklamieren. Eingeschüchtert durch den Terror der regierenden Partei setzte man alle Hoffnung auf fremde Hilfe; man wollte nur ernten ohne zu pflügen und zu säen. So glühend der Wunsch der Georgier nach Unabhängigkeit und Freiheit war, so wenig reif und befähigt waren sie noch für die Lösung der ihnen daraus erwachsenden Aufgaben - ganz gleich ob sie marxistisch oder reaktionär eingestellt waren. Vor Allem fehlte es ihnen noch an qualifizierten Führerpersönlichkeiten.

Eine grössere Deputation des grusinischen Adels aus dem Bezirk Gori - Typen vom Schlag des Götz von Berlichingen - erbat meine Fürsprache bei der georgischen Regierung. Die Herren konnten nicht auf ihre Güter zurück, weil sie fürchten mussten von den Bauern totgeschlagen zu werden. Aller Mittel und Einkünfte beraubt, hungerten sie tatsächlich mit ihren Familien. Ich sollte ihnen dazu verhelfen, dass sie wenigstens den Pachtzins erhielten, den ihnen die Bauern noch aus der Zeit vor der Revolution schuldeten. Ich sprach mit dem Innenminister Ramischwili über die Angelegenheit und machte ihm ernste Vorstellungen, stiess aber nur auf wenig Verständnis und Entgegenkommen. Ein Herr Kutschek, Vizepräsident der Ciskaukasischen Republik besuchte mich bei seiner Rückkehr von einer Reise nach Kiew und Rostow. Er behauptete, dort von den deutschen Stellen die Zusicherung erhalten zu haben, dass Deutschland seine Republik mit Geld, Waffen und Munition in grossem Maßstabe unterstützen werde. Mich - den Nächstbeteiligten - haben weder Auswärtiges Amt noch OHL von diesen Absichten unterrichtet. Dabei ist es allerdings keineswegs sicher, dass Herr Kutschek die Wahrheit gesagt hat.

Der georgische Finanzminister, Herr Juruli - ein sympathischer, aber herzlich unbedeutender Mann - suchte mich auf und schilderte mir die höchst unerfreuliche Finanzlage Georgiens. Er bat mich schliesslich zu veranlassen, dass Deutschland einen Finanzberater nach Georgien schickte. Ich

sagte dies umso lieber zu, als ich selbst schon das Fehlen eines sachverständigen Beraters in Finanzangelegenheiten - besonders bei den Verhandlungen über die Gründung einer deutsch-kaukasischen Bank - schmerzlich vermisst hatte. - Herr Artur Leist – einer der angesehensten Deutschen in Tiflis erbat meine Hilfe bei der von ihm für notwendig gehaltenen Reorganisation der „Kaukasischen Post“ usw. usw. - Ich erzähle diese wenigen Einzelheiten, um ein Bild davon zu geben, wie vielseitig und wie interessant die an uns herantretenden Aufgaben waren. So sehr erfreulich das grosse Vertrauen zu uns Deutschen war, das dadurch bekundet wurde, dass man sich von allen Seiten mit seinen Sorgen, Schmerzen und Wünschen an uns wendete, so stellte dies doch auch hohe Anforderungen an unsere Arbeitskraft und brachte uns vielfach in recht grosse Verlegenheit, weil wir eben beim besten Willen nicht im Stand waren die von uns erwartete und erhoffte Hilfe zu leisten. Mein Arbeitstag begann um 6 Uhr früh und endete oft sehr spät in der Nacht.

In den ersten Tagen des August brachte die “Corcovado” einen Regimentsstab unter dem Bayerischen Oberstleutnant Aschenauer, 2 Jägerbataillone und 2 Batterien (diese ohne Pferde). Eine weitere Batterie und eine Panzermaschinengewehrabteilung sollten mit dem nächsten Transport eintreffen. Die Fliegerabteilung 28 war bereits mit einem früheren Transport eingetroffen und hatte sich auf dem Flugplatz der georgischen Fliegerschule bei Tiflis eingerichtet.

Am 4. August traf Halil Pascha, der Oberbefehlshaber der türkischen Heeresgruppe, die angeblich im nächsten Frühjahr Bagdad zurückerobern sollte, zu einem Staatsbesuch bei der georgischen Regierung in Tiflis ein. Ich empfing ihn bei seiner Ankunft auf dem Bahnhof. Halil, etwa 35 Jahre alt, ein selten gut aussehender und lebenswürdiger Türke, ist ein Onkel Enver Paschas. Klug und gewandt, grosszügig und nicht ausgesprochen deutschfeindlich, aber - weil er wie die meisten jungtürkischen Offiziere viel zu rasch avanciert war - ohne gründliches Können und Wissen schien er den besten Willen zu haben, sich mit uns und den Georgiern zu verständigen. Sein Stabschef der sehr tüchtige Bayerische Generalstabsobstleutnant Paraquin genoss offenbar sein Vertrauen und übte günstigen Einfluss auf ihn aus. Sowohl die georgische Regierung als auch ich taten dem eitlen Pascha sehr schön. Er war mit seinen Begleitern zweimal bei mir zu Tisch und die georgische Regierung veranstaltete ihm zu Ehren eines ihrer grossen Feste.

Während dieses Bankettes traf die Nachricht ein, dass Nuri Pascha trotz aller Versprechungen Envers und trotz seiner mir und Oberstleutnant von Feldmann gegebenen Versicherung, dass er Baku nicht angreifen würde, dies doch getan und dabei eine empfindliche Niederlage erlitten hatte. Er hatte den Angriff auf Baku mit unzureichenden Kräften durch einen ganz unfähigen General ausführen lassen, während er selbst mit seinem Stab ruhig in Gendscha sitzen blieb. Er richtete nun dringende Hilferufe an Halil. Ich fuhr am nächsten Tag mit Halil im Extrazug nach Gendscha, um an Ort und Stelle die nötigen Massnahmen zur Wiederherstellung der Lage zu besprechen. Statt zu arbeiten, mussten wir aber grosse Feste feiern, die zu Ehren Halils gegeben wurden. Dass ich mit Halil zusammen im besten Einvernehmen nach Gendscha kam, machte starken Eindruck auf alle, die hofften aus einer Misßtimmung zwischen uns und den Türken Nutzen ziehen zu können. Für

mich war es bei allen diesen Gelegenheiten, bei denen Reden gehalten werden mussten, eine grosse Erschwerung, dass ich mangels aller Instruktionen aus der Heimat nicht offen Farbe bekennen konnte, sondern stets lavieren musste. Die assereidshanischen Regierungsmitglieder waren übrigens sehr verständig und sichtlich bemüht gute Beziehungen mit uns anzuknüpfen. Die Selbstherrlichkeit Nuri Paschas schien ihnen bereits etwas auf die Nerven gefallen zu sein.

Vor meiner Abreise aus Tiflis hatte ich noch ein dringendes Telegramm an das Auswärtige Amt gerichtet mit der Bitte, angesichts der veränderten Lage und des Umstandes, dass die Anwesenheit englischer Truppen in Baku nunmehr einwandfrei restgestellt und infolgedessen ein Einspruch von russischer Seite nicht mehr zu erwarten sei, zu gestatten, dass sich deutsche Truppen an dem nunmehr unvermeidlichen Angriff auf Baku beteiligten. Halil musste sich in Gendscha davon überzeugen, dass sein Neffe Nuri, der sich zwar als Propagandist und Organisator bewährt hatte, militärisch unfähig und nicht im Stande war, die militärische Lage zu meistern. Er beantragte bei seiner Regierung die Unterstellung der sogenannten Islam Armee d.h der in Assereidshan stehenden türkischen Truppen unter sein Kommando. Der Verkehr mit den ihm vorgesetzten Behörden wurde Halil dadurch ausserordentlich erschwert, dass der eigensinnige Essad Pascha in Batum es bisher trotz meiner und Halils wiederholter Vorstellungen nicht für notwendig befunden hatte, in Notanebi den Anschluss an das georgische Telegraphennetz wiederherzustellen, wie überhaupt alle Massnahmen Halils dadurch erschwert wurden, dass ihm die 3.türkische Armee unter Essad Pascha nicht unterstellt war. Die bei den türkischen Generalen besonders stark ausgeprägte Neigung, nur an das eigene Interesse und die Belange der unmittelbar unterstellten Truppen zu denken, machte sich hier ebenso nachteilig fühlbar wie der starke Einfluss ihrer politischen Einstellung auf die Leistung und den Gehorsam der Generale. Der Hass gegen die Armenier und der Wunsch, diese Nation völlig auszurotten, gab Anlass zu vielen Reibungen und Intriguen innerhalb der türkischen Generalität. Während alle türkischen Stellen ihre volle Kraft für die Wiederherstellung der Lage vor Baku hätten einsetzen sollen, hielt Essad Pascha gerade diesen Zeitpunkt für geeignet, um etwa 600 Soldaten in türkischer Uniform mit einigen Maschinengewehren in kleinen Trupps an der georgischen Küste bei Suchum landen zu lassen. Im Einverständnis mit der georgischen Regierung schickte ich den Kommandeur des Sturmbataillons mit einigen Kompagnien nach Suchum mit dem Auftrag, sich - möglichst ohne von der Waffe Gebrauch zu machen - der türkischen Soldaten zu bemächtigen, sie zu entwaffnen und sie als aufgefangene Deserteure an Essad zurück zu schicken. Die Reinigungsaktion vollzog sich rasch und ohne Zwischenfälle.

Um mich zu entlasten betraute ich den inzwischen eingetroffenen, mir von Palästina her bekannten und von mir geschätzten Oberst Freiherr von der Goltz - den Sohn des Generalfeldmarschalls, aber lange nicht so bedeutend wie sein Vater - mit dem Kommando über die in Georgien stehenden deutschen Truppen und stellte ihm unter der Bezeichnung „Truppenkommando“ einen kleinen Stab zur Verfügung.

Während das Kaukasische Jägerregiment unter Scheurings bewährter Führung keinen ersten Anlass zu Beanstandungen gab, bereitete mir das preussische Sturmbataillon durch sein allzuschneidiges und forsches Draufgehen mancherlei Sorgen und Unannehmlichkeiten. Die Herren konnten und wollten nicht einsehen, dass im befreundeten Georgien andere Methoden am Platze waren als in Feindesland. Trotz aller meiner Weisungen und Befehle wurden von den Offizieren

Todesurteile ausgesprochen und vollzogen, Kontributionen verhängt, Häuser niedergebrannt, ganzen Ortschaften das Vieh weggetrieben und dergleichen mehr Dinge, die nicht dazu beitrugen, uns Sympthien zu erwerben und die dauernd Beschwerden der Bevölkerung und der georgischen Regierung zur Folge hatten.

Ende August entschloss sich Enver endlich dazu, die türkischen Truppen aus den widerrechtlich besetzten Gebieten von Achalzik und Achalkalaki zurückzuziehen. Am 25 August sollten die Transporte der 10. türkischen Division durch Georgien beginnen, aber eine - angeblich durch Unwetter verursachte Unterbrechung der Eisenbahn verzögerte den Beginn der Transportbewegung um einige Tage.

Vollig unverständlich und unausführbar war der in diesen Tagen eintreffende Befehl der OHL, ich solle nur Munitions und Materialtransporte, aber keine Truppentransporte nach Baku durchlassen; diese sollten alle nach Alexandropol geleitet werden. Weder vom Auswärtigen Amt noch von der OHL erhielt ich Bescheid auf meine Anfrage, ob deutsche Truppen zum Angriff auf Baku eingesetzt werden dürften, wohl aber von der OHL die Mitteilung, dass eine Bayerische Kavallerie Brigade nach Georgien geschickt [sic] werden würde und wenige Tage später folgten [sic] die telegraphische Nachricht, dass auch eine gemischte Infanterie Brigade zu meiner Verfügung gestellt werden würde. Erst am 9. September sollte ich die Lösung dieser Rätsel und den Grund dieser Massnahmen erfahren.

Halil Pascha hatte Frankenstein [sic] und mich dringend gebeten, ihn nach Eriwan zu begleiten, wo er der armenischen Regierung einen Staatsbesuch abstatten wollte. Da auch die armenische Regierung grossen Wert auf unsere Anwesenheit bei diesem Besuch legte, entschlossen wir uns schweren Herzens die Reise zu unternehmen. Das beschämende Gefühl, dass alle unsere Bemühungen, den Armeniern zu helfen und ein christliches Volk vom Untergang zu retten, vergeblich waren, erschwerte uns diesen Entschluss. Am Abend des 29. August, verliessen wir Tiflis. Halil hatte telegraphiert, dass alle Vorbereitungen für unsere Reise nach Alexandropol - seinem damaligen Hauptquartier - getroffen seien; trotzdem wurden wir an der Grenze durch die türkische Wache 4 ½ Stunden lang aufgehalten. Unsere starke Verstimmung über diesen Vorfall, aus der wir in Alexandropol - einer sehr reizlosen asiatischen Stadt und Festung - keinen Hehl machten, hatte wenigstens den Vorteil, dass Halil, im Bestreben uns zu versöhnen, sich besonderer Liebenswürdigkeit und Nachgiebigkeit bafleissigte. Die Rede, die er in Eriwan bei dem üblichen grossen Bankett hielt, floss über von Freundschaftsbeteuerungen für die Armenier und von Versprechungen. Ich konnte mir nicht versagen, in meiner Ansprache die Armenier dazu auf das herzlichste zu beglückwünschen, denn wenn ein Halil Pascha, einer der grossen türkischen Heerführer, einer der nächsten Verwandten Enver Paschas in feierlicher Weise und in Gegenwart der Vertreter verbündeten Mittelmächte solche Versprechungen mache, dann dürfe man mit Sicherheit darauf rechnen, dass den Worten auch die Taten folgen würden. Ich glaube auch, dass Halil sein Versprechen hielt und sein Möglichstes tat, um in Konstantinopel die irrigen Vorstellungen von einer Bedrohung der türkischen Armee durch die Armenier zu entkräften und die wissentlich falschen Berichte der armenierfeindlichen türkischen Generale zu widerlegen. Praktischen Erfolg haben aber seine Bemühungen nicht gehabt. Zwar verfügte die türkische Regierung, dass die geflüchteten Armenier in ihre Heimat zurückkehren dürften; der mit der Durchführung dieser Verfügung beauftragte Essad Pascha machte aber die Erteilung seiner Genehmigung zur Rückwanderung von der Vorlage so vieler Gesuche und Urkunden ebhängig dass die unter unserem Druck erfolgten Zugeständnisse der türkischen Regierung in der Praxis wertlos waren. Als Franckenstein und ich, deshalb bei Essad vorstellig wurden, speiste er uns mit der Lüge ab, Enver habe eine Änderung der Kommandoverhältnisse verfügt und er sei deshalb nicht mehr zuständig.

Auf der Rückreise entgleiste infolge der Unachtsamkeit des türkischen Betriebspersonals

unser Zug auf freier Strecke in der Gegend von Karakliss. Es dauerte 36 Stunden bis die beiden, umgestürzten Lokomotiven gehoben wurden und wir unsere Reise fortsetzen konnten. Glücklicher Weise hatten uns die Armenier bei der Abreise aus Eriwan so gut mit Verpflegung ausgestattet, dass wir keine Not litten.

In Tiflis war inzwischen als diplomatischer Vertreter der Türkei der mir aus Syrien bekannte General Abdul Kerim Pascha eingetroffen - ein lebenswürdiger, aber herzlich unbedeutender Mann, der sich bei allen Verhandlungen hinter der Ausrede verschanzte, dass er von seiner Regierung keine, Instruktionen erhalten habe.

Ausserdem war in Tiflis auch die mir aus Palästina bekannte und von mir hochverehrte Schwester Brigitte, Prinzessin Reuss mit noch einer anderen Schwester eingetroffen, um ein deutsches Soldatenheim einzurichten. Sie löste wie in Palästina so auch hier ihre Aufgabe sehr gut und ihr gemütliches Heim fand lebhaften Zuspruch. Nach dem Zusammenbruch übte sie unverkennbar guten Einfluss auf die revolutionierten Soldaten aus und für mich war das Zusammensein mit ihr, einer wahrhaft vornehmen, liebenswerten Dame stets eine Freude und Erholung. Sie starb einige Jahre nach dem Krieg in noch junglichem Alter an Lungenschwindsucht und ich fürchte, dass sie sich den Keim dieses Leidens während ihres Aufenthaltes in Tiflis geholt hat. In übertriebenem Diensteifer und falscher Sparsamkeit verzichtete sie auf die Hilfe bezahlter Kräfte in ihrem grossen Betrieb und unterzog sich trotz aller Warnungen Arbeiten, denen ihre Kräfte auf die Dauer nicht gewachsen waren.

Am 7. September fuhr Halil mit seinem Stabe nach Gendscha, um dort die Vorbereitungen für einen erneuten Angriff auf Baku zu treffen. Zwei Tage später erhielt ich ein Telegramm, das uns zwar darüber aufklärte, weshalb die Verstärkungen an deutschen Truppen nach dem Kaukasus geschickt wurden und weshalb keine türkischen Truppen nach Baku befördert werden sollten, das gleichzeitig aber auch den erschütternden Beweis dafür erbrachte, dass trotz aller meiner Berichte und trotz aller Berichte der Botschaft in Konstantinopel in der Heimat grundfalsche Vorstellungen über die Lage bei uns und über die Einstellung der Türken in der Kaukasusfrage bestanden. Deutschland hatte sich am 27. August 1918 in einem Zusatzvertrag zum Brest-Litowsker Vertrag verpflichtet, zu verhindern, dass sich die Türken Baku bemächtigten. Wenn die Engländer Baku nicht räumten, sollten sich Deutschland und Bolschewiken gemeinsam in den Besitz von Baku setzen. Baku und Umgebung sollten russisch bleiben, die Russen wollten ein Viertel der Naphtaproduktion an die Mittelmächte abgeben.

Ich gebe zu, dass es wohl nicht möglich war, ohne die gemachten Zugeständnisse das Einverständnis der Russen zur Besitznahme Bakus zu erhalten, aber wie stellte man sich im Auswärtigen Amt und bei der OHL vor, dass sich die vollige Ausschaltung der Türken in der Bakufrage in der Praxis durchführen liess? Ganz abgesehen davon, dass das Prestige der Türken in der muhamedanischen Welt verlangte, dass sie die am 4. August erlittene Schlappe auswetzen, standen sie mit nicht unbeträchtlichen Kräften schon unmittelbar vor Baku.

Durch das Zugeständnis, dass Baku russisch bleiben sollte, würden sie alle Sympathien der Asserbeidshaner, deren Land ohne Baku nicht lebensfähig war, verloren haben, alle ihre turanistischen Ideen und Hoffnungen waren erledigt gewesen und die Schwere Enttäuschung der zahlreichen, einflussreichen türkischen Kriegsgewinnler hätte wahrscheinlich den Sturz Talaats und Envers zur Folge gehabt. Wir selbst hatten uns die Asserbeidshaner zu Todfeinden gemacht; sie konnten uns durch Eisenbahnzerstörungen, Unterbrechung der Ölleitung und Kleinkrieg die Lösung unserer Aufgabe empfindlich erschweren. Selbst wenn es wider Erwarten gelungen wäre, auf die türkische Regierung einen solchen Druck auszuüben, dass sie sich mit den Bestimmungen des Brest-Litowsker Zusatzvertrages abgefunden hätte, würden doch die in Asserbeidshan kommandierenden Generale die Befehle Konstantinopels einfach nicht vollzogen haben. Die Gefahr, dass es dann zwischen uns und den Türken und Asserbeidshanern zu bewaffneten Zusammenstössen gekommen

wäre, war ohne Zweifel gross. Botschafter Graf Bernstorff beurteilte die durch den erwähnten Zusatzvertrag geschaffene Lage ebenso ernst wie ich; in einem sehr besorgten, an mich gerichteten Telegramm brachte er die Befürchtung zum Ausdruck, dass über die Kaukasusfrage unser Bündnis mit der Türkei in die Brüche gehen konnte. Erschwert wurde die Lage noch dadurch, dass die in Poti eintreffenden deutschen Truppen weder Geld noch Verpflegung mitbrachten und dass die georgische Bahn infolge von Streiks in den Kohlengruben und infolge der Disziplinlosigkeit der sozialdemokratischen Eisenbahner wieder einmal besonders schlecht funktionierte. Eine Anzahl von Stationen [Staionen] [sic] war verstopft, die Züge von Poti nach Tiflis waren statt 14 Stunden vier Tage unterwegs. Wir benötigten im Monat etwa 10 Millionen Rubel; in Berlin verfügte man über keinen Rubel mehr und die georgische Regierung wollte uns kein Geld mehr geben, weil sie der meines Erachtens berechtigten - Anschauung war, dass der von Berlin festgesetzte Kurs von einem Rubel gleich 80 Pfennigen mindestens auf einen Rubel gleich einer Mark erhöht werden müsste. Die Verbindung mit der Heimat war noch immer so schlecht, dass ein Meinungs-austausch mit den vorgesetzten Behörden völlig ausgeschlossen war. Kurz ich stand wieder einmal einer sehr schwierigen Lage gegenüber, die mich an meine schwersten Zeiten in Palästina erinnerte; ich benötigte alle Energie und allen Optimismus, um den Mut nicht zu verlieren. Durch einen Kurier übersandte ich Halil eine Abschrift des unheilvollen Telegramms mit der Bitte, von einem Angriff auf Baku abzusehen bis er Weisungen von seiner Regierung erhalten habe - im Stillen hoffend, dass Halil solche Weisungen nicht abwarten, sondern durch, die baldige Einnahme von Baku ein *Fait accompli* schaffen werde. Ich sollte mich in dieser meiner Hoffnung nicht täuschen. Am Morgen des 15. September nahmen die Türken nach einem offenbar nicht sehr schweren Kampfe Baku in Besitz. Die Engländer hatten sich über das Kaspische Meer nach Persien zurückgezogen.

Leider liessen sich im Anschluss an die Eroberung von Baku die Asserbeidshaner und offenbar auch ein Teil der türkischen Truppen die unerhörtesten Grausamkeiten, Massakres und Plünderungen zu Schulden kommen. Die türkischen Generale wollten, oder konnten vielleicht auch nicht den sich hauptsächlich gegen die Armenier richtenden Grausamkeiten Einhalt gebieten. Die sehr energischen Bemühungen des über die Vorgänge aufs Tiefste empörten Oberstleutnants Paraquin, der von allen Seiten mit Hilferufen bestürmt wurde, Nuri Pascha zur Einstellung der Plünderungen und Massakres zu veranlassen, hatten zur Folge, dass Halil Pascha seinen bewährten Stabschef mit sofortiger Wirkung seiner Stellung enthob und ihn nach Konstantinopel zurückschickte.

Der Umstand, dass auch einige Deutsche unter dem Verhalten der Marodeure zu leiden gehabt hatten, gab mir den erwünschten Vorwand, Nuri mitzuteilen, dass ich zum Schutze der Deutschen ein Bataillon nach Baku senden würde. Nuri erwiderte mir, die mir zugegangenen Nachrichten über die Zustände in Baku seien unrichtig und erlogen, es herrsche dort vollkommen Ruhe, er betrachte es als seine heilige Pflicht, den deutschen Staatsangehörigen den gleichen Schutz angedeihen zu lassen wie seinen eigenen Landsleuten und die Entsendung deutscher Truppen nach Baku sei deshalb unnötig und unerwünscht. Ich entschloss mich daraufhin, den Oberst Frhr. von der Goltz mit einem allerdings ziemlich grossen Stabe als meinen Vertreter nach Baku zu schicken, um auf diese Weise wenigstens einigen Einfluss auf die Vorgänge in Baku und vor Allem auf eine pflegliche handlung der Ölquellen zu gewinnen. An Stelle von der Goltz betraute ich den Kommandeur der inzwischen eingetroffenen Bayerischen Chevauxlegers-Brigade, Oberst Frhr. von Eyb mit dem Truppenkommando. Als von der Goltz und sein Stab am 25. September in Gendscha eintrafen, fanden sie die Schienen aufgerissen und unsere lieben Bundesgenossen verweigerten ihnen die Erlaubnis zur Weiterreise. Auf Grund falscher Meldungen hatte Nuri geglaubt, es handle sich bei dem Transport um das von ihm abgelehnte deutsche Bataillon und es bedürfte längerer Verhandlungen, bis die Angelegenheit beigelegt war.

Auch Frankenstein [sic] fuhr nach Baku und bestätigte die Richtigkeit der uns über die Vorgänge in Baku zugegangenen Nachrichten. In Unkenntnis des Sachverhaltes machten uns die Armenier schwersten Vorwürfe daraus, dass wir den Türken nicht in den Arm gefallen waren und sie nicht an den an den [sic] Armeniern begangenen Greuelthaten verhindert hatten.

Nach dem ich so lange vergeblich auf Weisungen meiner vorgesetzten Stellen gewartet hatte, trafen nun, nachdem die Frage Baku erledigt war, verschiedene Anordnungen und Befehle für die gemeinsam mit den Bolschewiken auszuführende Aktion gegen Baku ein. Die nach dem Kaukasus beforderte gemischte Infanterie Brigade, deren erste Staffel bereits in Poti eingetroffen war, wurde nach Macedonien abgedreht.

Die Ereignisse auf den europäischen und asiatischen Kriegsschauplätzen, der Zusammenbruch Bulgariens, der Verlust Palästinas und Syriens, die unsichere Lage an unserer Westfront und nicht zuletzt die Einführung des parlamentarischen Systems in Deutschland blieben nicht ohne Rückwirkung auf unsere Lage. Zwar wurden die Türken merklich bescheidener und zahmer, besonders nachdem ihre Regierung am 31. Oktober den Waffenstillstand abgeschlossen hatte, aber unsere Beziehungen zur georgischen Regierung verschlechterten sich von Tag zu Tag. In geheimer Sitzung erörterten Regierung und Parlamentsausschuss sogar die Frage, ob die deutsche Orientierung beibehalten oder eine Schwenkung in der Aussenpolitik vollzogen werden sollte. Da sich Letzteres als unmöglich erwies, blieb es bei der bisherigen Orientierung.

Die Mißstimmung der Georgier war wohl in erster Linie zurückzuführen auf die wachsende Besorgnis, dass sie auf das falsche Pferd gesetzt hatten; dann aber auch auf die Enttäuschung darüber, dass sie von Deutschland nicht in dem Maße unterstützt wurden, wie sie es sich - unberechtigter Weise - erhofft hatten. Die Bedingungen, unter denen ihnen Deutschland eine kleine Anleihe bewilligt hatte, waren tatsächlich sehr hart. Begreiflicher Weise war ihnen auch die Bevormundung durch die Deutsche Delegation - auch wenn sie noch so diskret erfolgte - mit der Zeit lästig und endlich trug bis zu einem gewissen Grade auch das Verhalten der deutschen Truppen dazu bei, die Mißstimmung gegen uns zu verstärken. Die vier harten Kriegsjahre waren an der Disciplin und Moral auch der deutschen Truppen nicht spurlos vorübergegangen. So liessen sich auch die bayerischen Chevauxlegers mancherlei Ausschreitungen und Übergriffe zu Schulden kommen. Vor Allem aber schädigten unser Ansehen die sich mehrenden Fälle, in denen schwere Trunkenheit der des kräftigen kaukasischen Weines ungewohnten deutschen Offiziere und Mannschaften unliebsames Aufsehen erregten.

Als allerdings später Ententetruppen im Kaukasus auftraten, waren diese Zwischenfälle und Übergriffe, die sich deutsche Heeresangehörige hatten zu Schulden kommen lassen, sehr bald vergessen. Der Vergleich zwischen dem Verhalten des deutschen Militärs und dem der Ententetruppen fiel restlos zu unseren Gunsten aus. Insbesondere löste das brutale Auftreten der englischen und französischen Offiziere bei den Georgiern stärkstes Missfallen aus.

Dem der Delegation zugeteilten Vertreter der deutschen Schwerindustrie, Dr. Kind, war es inzwischen gelungen mit der georgischen Regierung eine Reihe von wirtschaftlichen Verträgen abzuschliessen, die für Deutschland und Georgien gleich vorteilhaft waren.²² Danach sollten durch deutsch-georgische Gesellschaften, an denen die deutsche Industrie mit 51 % beteiligt war und in denen ihr die Führung zugesichert war, der Hafen von Poti erweitert, die Manganerzbahn nach Tschiaturi ausgebaut und vor Allem sämtliche georgische Manganerzgruben vertrustet, modernisiert und rationeller ausgebeutet werden. Durch unseren Zusammenbruch wurden leider diese Verträge hinfällig.

Wie schon erwähnt, war die Nachrichtenverbindung nach Deutschland ausserordentlich mangelhaft und so kam es, dass wir nichts von den Vorgängen erfuhren, die sich in Deutschland während der ersten Novembertage abspielten. Mir war nur aufgefallen, dass sich Jordania mehrmals bei mir erkundigte, welche Nachrichten ich aus Deutschland hatte und ganz besorgt äusserte „Wenn es nur in Deutschland keine Revolution gibt!“ So fiel ich aus allen Himmeln, als in der Nacht vom 9. auf 10. November ein Unteroffizier der eben betriebsfertig gewordenen Grossfunkstation an mein Bett trat und mir die Proklamation Eberts mit der Nachricht von der Abdankung des Kaisers und der Ausrufung der Republik vorlas.

In den nächsten Tagen erreichte uns dann die Nachricht vom Abschluss des Waffenstillstandes und die Befehle Hindenburgs über Einsetzung von Soldatenräten und den baldmöglichsten Abtransport der im Kaukasus eingesetzten deutschen Truppen. Die Mannschaften benahmen sich im Grossen und Ganzen ordentlich und liessen sich keine groben Excesse zu Schulden kommen. Sie sahen wohl ein, dass sie im fremden Land die Führung durch ihre Offiziere nicht entbehren konnten. Die georgische Regierung lehnte es anständiger Weise ab, sich in Verhandlungen mit dem Soldatenrat einzulassen. Immerhin war die ganze Lage in hohem Grade unerfreulich. Von der Goltz und ich stimmten darin überein, dass wir unter allen Umständen vermeiden müssten, dass es im fremden Land unter unseren Leuten zur offenen Revolte kam, dass wir deshalb in der Behandlung der Leute den Verhältnissen Rechnung tragen müssten und dass Sturheit und Unnachgiebigkeit nicht angezeigt waren - ein Standpunkt, den einzuhalten gegenüber der Nassforschheit mancher junger Offiziere nicht immer leicht war.

Wir hatten das Glück, dass zum Vorsitzenden des Soldatenrates ein ganz besonders eitler Kerl gewählt wurde - ein ehemals fürstlicher Kammerdiener, der über ein grosses Mundwerk verfügte und sich als Festredner an Kaisersgeburtstag und bei sonstigen Gelegenheiten einen Ruf gemacht hatte. Unter dem Vorwand, dass den Soldatenrat sein hohes Amt zur positiven Mitarbeit verpflichtete, brachten wir ihn im Offiziershotel unter und sicherten uns dadurch starken Einfluss auf ihn. Insbesondere wurden wir durch ihn dauernd und rechtzeitig über die Stimmung der Leute und über ihre Wünsche und Absichten auf dem Laufenden erhalten. Seine Kameraden waren mit ihm weniger zufrieden und er bezog mehrfach ausgiebige Prügel von ihnen. Der erste mir vorgetragene Wunsch der Mannschaften war, dass sie nicht mehr zum Gottesdienst kommandiert werden sollten. Demnächst kam dann das Verlangen, nicht mehr zum Exerzierdienst herangezogen zu werden, denn der Krieg sei ja jetzt doch zu Ende. Dagegen trieben sie gerne Sport und Schiessdienst.

²² Siehe den Anhang: Doc. 6; Doc. 7; Doc. 8; Doc. 11.

Obwohl die Leute es in jeder Beziehung sehr gut in Georgien hatten und sich bis dorthin auch sehr wohl im Kaukasus gefühlt hatten, war doch der Wunsch nach baldiger Heimkehr bei ihnen allgemein verbreitet. Die guten Elemente waren um ihre Familien und ihr Hab und Gut besorgt und die schlechten hatten Angst, dass sie zur allgemeinen Teilung zu spät kommen konnten. Mangels der nötigen Schiffe verzögerte sich aber der Abtransport immer mehr und mehr und die Leute wurden ungeduldig. Eines schönen Tages verbreitete sich unter ihnen das Gerücht, ich hatte mir im Kaukasus grosse Waldungen gekauft und wollte zur Sicherung meines Besitzes die deutschen Truppen hier behalten. Dabei hatte ich das grösste Interesse daran, die revolutionierte Truppe so bald wie möglich los zu werden. Anfang Dezember konnten endlich die ersten deutschen Truppen in Poti eingeladen und nach Odessa abtransportiert werden. Es waren dies die in Truppenteilen stehenden Elsass-Lothringer und die ältesten Jahrgänge.

Die schweren Waffen, das Geräte und die Pferde übergaben wir den Georgiern, um es nicht in die Hände der Entente fallen zu lassen.

Unmittelbar nach dem Eintreffen des Befehles zum Abtransport der Truppen hatte Ich mich zu Jordania begeben und ihm erklärt, dass Deutschland an dem weiteren Verbleiben seiner Delegation im Kaukasus kein Interesse mehr habe, dass ich jedoch gerne bereit sei, beim Auswärtigen Amt die Erlaubnis zum weiteren Verbleiben der Delegation zu erbitten, wenn Georgien ein ausgesprochenes Interesse an ihrem weiteren Verbleiben habe. Jordania bat mich dringend im Interesse Georgiens so lange wie nur irgend möglich in Tiflis zu verbleiben. Das Auswärtige Amt entschied, dass die Delegation so lange in Tiflis zu verbleiben habe als es die Verhältnisse gestatteten. Später wurde mir dann noch mitgeteilt, dass unsere Waffenstillstandskommission in Spa freies Gebeit für die Delegation bewilligt erhalten habe.

Anfang Dezember kamen die ersten Vertreter der Entente nach Tiflis: ein französischer Oberstleutnant und zwei oder drei englische Majore oder Hauptleute, Herren die früher im Kaukasus als kleine Geschäftsleute in ganz untergeordneten Stellen tätig gewesen waren und sich nun ohne jede Begläubigung als Vertreter ihrer Mächte aufspielten. In der unverschämtesten Weise verlangten sie von der georgischen Regierung die sofortige Ausweisung aller Deutschen, wurden aber von Jordania mit erfreulicher Entschiedenheit abgewiesen. Durch ihre auffallend schlechten Manieren, ihre Arroganz und ihre unglaubliche Taktlosigkeit haben diese Herren ihren Regierungen sehr schlechte Dienste geleistet und für uns Deutsche die beste Propaganda gemacht. Innerhalb weniger Tage trat in der Presse und in der öffentlichen Meinung ein ganz auffallender Umschwung zu unseren Gunsten ein. Die wenigen Georgier, die uns bis dahin gleichgültig oder misstrauisch gegenüber gestanden waren, selbst Ententefreunde und Armenier wendeten sich voll Enttäuschung von der Entente ab und nahmen Partei für uns. Wir haben gerade in diesen Tagen aus allen Kreisen der Bevölkerung eine Menge aufrichtiger Sympathiekundgebungen erhalten.

Im Laufe des Dezember trafen nach und nach englische Truppen - darunter auch Schwarze - in Transkaukasien ein. Deutsche und englische Truppen lebten zeitweise neben einander in Tiflis ohne dass es jemals zu irgendwelchen Reibungen oder Zwischenfällen gekommen wäre.

Mitte Dezember brannte das Palacehotel in Tiflis, in dem ausschliesslich deutsche Offiziere und Bureaus untergebracht waren - wahrscheinlich Infolge von Brandstiftung durch Armenier - vollkommen aus.

Am 23. Dezember verliess das Kaukasische Jägerregiment als letzte deutsche Truppe die georgische Hauptstadt. Am nächsten Tage bereits überschritten starke armenische Kräfte ohne vorherige Kriegserklärung die georgische Grenze und rückten bis auf 40 Kilometer gegen Tiflis vor. Die Armenier hielten den Zeitpunkt für gekommen, sich der Stadt Tiflis zu bemächtigen und mit Hilfe der Engländer ihre Vorherrschaft in Transkaukasien aufzurichten. Bei der deutschen Kolonie Katharinenfeld kam es zwischen den Armeniern und den in aller Eile zusammengerafften georgischen Truppen zu einem Gefecht, in dem die Armenier entscheidend geschlagen wurden. Die

Ausnutzung ihres Sieges wurde den Georgiern durch die Engländer verwehrt. Als die Feindseligkeiten bereits eingestellt waren, erhielt ich ein Telegramm unseres Auswärtigen Amtes, durch das mir jedes Eingreifen in den armenisch-georgischen Konflikt untersagt wurde!

Trotzdem wir den Georgiern in ihrem Kampfe mit den Armeniern keinerlei Hilfe hätten leisten können, hatten wir doch der Hinterhältigkeit und Treulosigkeit der Armenier eine weitere Zunahme der Sympathien des georgischen Volkes zu verdanken. Nicht nur verbreitete sich das völlig unzutreffende Gerücht, ich hätte den Plan für die erfolgreiche Operation der Georgier entworfen, sondern vor Allem sahen nun weite Kreise des georgischen Volkes ein, wie sehr wir im Interesse ihres Landes gehandelt hatten, als wir ihre marxistische Regierung zur Aufstellung einer regulären Armee veranlassten.

Nach Massgabe des Anwachsens der englischen Kräfte im Kaukasus wurde das Auftreten der Engländer der georgischen Regierung gegenüber immer selbstbewusster und entschiedener. In den ersten Tagen des Januars traf ein englischer General in Tiflis ein und forderte, dass die Deutsche Delegation und der Rest der deutschen Truppen sofort den Kaukasus verlassen müssten. Mit mir persönlich setzten sich die Engländer nicht ins Benehmen; sie liessen ihre Wünsche und Forderungen stets durch die georgische Regierung gehen. Ich hörte wohl unter der Hand von den Absichten der Engländer, erhielt aber von der georgischen Regierung keinerlei offizielle Mitteilung.

Am 4. Januar kam der Gehilfe des Kriegsministers, General Gedewanoff, mit dem ich ganz besonders gute Beziehungen unterhielt, zu mir und lud mich und meine Herren im Auftrag des Kriegsministers zu einem Abschiedsessen ein. Nach langem Hin und Her rückte er damit heraus, dass die Engländer in Form eines Ultimatus von den Georgiern verlangt hätten, dass die Delegation bis zum Abend des 5. Tiflis verlasse. Ich lehnte zunächst die Einladung mit der Begründung ab, dass die Zeit zu ernst sei um Feste zu feiern, musste dann aber schliesslich doch dem liebenswürdigen und freundschaftlichen Drängen Gedewanoffs nachgeben. Das Essen fand statt; es wurden ausserordentlich herzliche Abschiedsreden gewechselt und der Kriegsminister überreichte mir im Namen der georgischen Armee eine wertvolle Erinnerungsgabe - auf moderner silberner Platte einen alten georgischen Weinkrug aus getriebenem Silber und ein altes silberbeschlagenes Trinkgefäss. Während der Kriegsminister uns Deutsche verabschiedete, gaben die anderen Minister den Engländern ein Begrüssungessen!

Eine Schilderung der Tragikomödie, die sich nun abspielte, bis wir Tiflis glücklich verliessen, würde zu weit führen. Den Georgiern war es in hohem Masse peinlich uns zum Verlassen ihres Landes aufzufordern; andererseits wurde der Druck, den die Engländer auf sie ausübten, immer stärker. Statt offen und ehrlich mit uns zu reden versuchten sie auf alle mögliche Weise und durch die törichtesten Intriguen uns zu veranlassen, dass wir freiwillig ihr Land verliessen. Besonders ungeschickt und unanständig benahm sich der Aussenminister Gegetschkori, der seit seinem Besuch in Berlin aus mir unbekanntem Gründen ein ausgesprochener Deutschenhasser geworden war. Ich war ohne Weiteres bereit, sofort den Kaukasus zu verlassen. Nicht nur war es klar, dass wir uns auf die Dauer doch nicht in Tiflis halten könnten, sondern es lag mir auch vollkommen ferne, den Georgiern irgendwelche Schwierigkeiten zu bereiten. Auch fürchtete ich, die Lage der im Kaukasus verbleibenden Deutschen und der in unserem Lazarett verbleibenden 150 Kranken zu verschlechtern, wenn ich den Forderungen der Engländer Widerstand entgegensetzte. Aber Ich verlangte, dass sich unser Abgang in Formen vollzog, die einer diplomatischen Mission des Reiches würdig waren.

Am Abend des 7. Januar verliess die Deutsche Delegation – etwa 100 Köpfe stark - mit Extrazug die Stadt Tiflis. Der Abschiedsbesuch, den mir Jordania und Gegetschkori am Vormittag dieses Tages gemacht hatten, war ziemlich frostig verlaufen. Es erschien auch keiner der Minister zu unserer Verabschiedung am Bahnhof. Der Kriegsminister und der Aussenminister hatten ihre Gehilfen (Staatssekretäre) geschickt. Das Haus, in dem ich gewohnt hatte, war dem persischen

Generalkonsul übergeben und von diesem versiegelt worden. Unsere Akten hatten wir einem Vertrauensmann zur Aufbewahrung übergeben.

Am 9. Januar trat die Delegation in Poti ein und wurde dort von den georgischen Zivil und Militärbehörden auf das Liebenswertigste begrüsst. Entgegen den Versprechungen der Engländer war kein Schiff zu unserem Abtransport eingetroffen und da es nicht möglich war, uns in dem kleinen Städtchen unterzubringen, blieben wir in unserem Eisenbahnzug wohnen. Am 9. und 10. wurden wir von den Georgiern zu grossen Festen eingeladen und am 11. gab ich in einem der Hotels von Poti ein Diner.

Am 4. Januar war ein englisches Bataillon in Poti eingeladen worden und hatte in den am Hafen gelegenen Gebäuden Unterkunft bezogen. Trotz der nahen Nachbarschaft kam es zu keinerlei Reibereien und Zwischenfällen zwischen den Tommies und unseren auf der im Hafen liegenden „Varna“ untergebrachten Soldaten. Es entwickelte sich sogar sehr bald ein lebhaftes Tauschgeschäft zwischen ihnen. Die englischen Soldaten hatten seit langer Zeit nur Schiffszwieback erhalten und waren nun besonders scharf auf unser Brot; sie gaben dagegen Tabak, Schokolade und Conserven.

Auf dem Dampfer „Varna“, der ein Passungsvermögen von 790 Mann hatte, waren 1450 Menschen in drang voll fürchterlicher Enge untergebracht. Aus uns unbekanntem Gründen versagten die Engländer dem Schiff die längste Zeit die Ausfahrtserlaubnis und erst am 6. Februar durfte es die Fahrt nach Konstantinopel antreten.

Nachdem bis zum 13. Januar kein englisches Schiff zu unserem Abtransport in Poti eingetroffen war, fuhren wir an diesem Tage im Einverständnis mit der georgischen Regierung nach Kutais - der alten Hauptstadt Georgiens - um dort die weiteren Ereignisse abzuwarten. Auch in Kutais wurden wir von der Bevölkerung und den Behörden auf das Liebenswertigste und Gästlichste aufgenommen. Insbesondere nahm sich ein Herr Dadischidse²³ unserer in der liebenswertigsten Weise an.

Die kleine, altertümliche Stadt ist sehr hübsch am Rion gelegen und muss in der guten Jahreszeit ein landschaftlich sehr reizvoller Ort sein. Ich war in einem Hotel recht gut untergebracht. Wir benutzten die dreiwöchigen Ferien, die wir in Kutais verbrachten, zu einer Anzahl hübscher und interessanter Ausflüge in die Umgegend. Unter Anderem besuchten wir die uralten Klöster Mozambethi und Gelathi. Sehr interessant war auch eine Autofahrt auf der Ossetischen Heeresstrasse nach Oni. Ich konnte mich davon überzeugen, wie wenig diese sehr schmale, durch das sich stellenweise schluchtartig verengende Riontal führende Strasse mit Ihren engen Kurven, grossen Steigungen und wenigen Ausweichstellen für militärische Zwecke geeignet ist. Interessant war auch der Besuch einer georgischen Armenschule, die eine Schülerin des Münchener Professors und bekannten Schulmannes Kerschensteiner nach dessen Prinzipien aufgezoogen hatte und mit sichtlichem Erfolg leitete.

Am 19. Januar wurden wir vom georgischen Militärbefehlshaber in Kutais zur Teilnahme zu dem zur Erinnerung an die Taufe Christi stattfindenden Festgottesdienst mit darauf folgender Wasserweihe, Parade und Diner eingeladen. Festgottesdienst und Wasserweihe vollzogen sich mit grösstem kirchlichem Pomp und Prunk; nicht weniger als drei Bischöfe zelebrierten neben zahlreichen anderen hohen Geistlichen, die alle mit den prunkvollsten Gewändern bekleidet waren. Das Drängen und die Aufregung der zahlreichen Gläubigen, die mit dem geweihten Wasser des Rion bespritzt würden und das im Rion getaufte Kreuz küssen wollten, liess erkennen, dass die Masse des georgischen Volkes noch in hohem Masse gläubig und seiner Kirche ergeben war. Die sozialdemokratischen Zivilbehörden hielten sich in ostentativer Weise von der Feier fern, während das Militär regen Anteil an ihr nahm.

²³ soll sein Dateschidse. Siehe das Foto.

Der unzutreffende Bericht einer georgischen Zeitung, dass ich bei dieser Gelegenheit die Parade über die georgischen Truppen abgenommen hatte, gab den Anstoss, dass die Engländer neuerdings unsere Abreise aus Georgien verlangten. Nach recht unerquicklichen Verhandlungen mit der georgischen Regierung, die es auch bei dieser Gelegenheit an Offenheit und Ehrlichkeit fehlen liess, verliessen wir am Nachmittag des 3. Februar Kutais und fuhren nach Batum. Die Behörden und unsere Freunde in Kutais überboten sich bei unserer Abreise an Liebenswürdigkeit. Insbesondere legte auch der sozialdemokratische Regierungspräsident aner kennenswerten Takt und grösste Liebenswürdigkeit an den Tag.

Bei herrlichstem Frühlingswetter fuhren wir durch die landschaftlich höchst reizvolle Gegend mit einer Vegetation, die nahezu tropischen Charakter aufwies. In Batum wurden wir trotz des uns zugesicherten freien Geleites als Gefangene behandelt. Wir wurden in einem kleinen Hotel miserabel untergebracht, mit Ausnahme des langen Seitengewehres nahm man uns unsere Waffen ab, zwischen 8 Uhr Abends und 10 Uhr Morgens dürften wir das Haus nicht verlassen. Der in Batum kommandierende englische General Cook-Collis benahm sich, als ich ihm meinen Besuch machte, unglaublich unhöflich und unritterlich. Was wir an englischen Truppen sahen, machte einen guten Eindruck. Gutes Soldatenmaterial, schöne Reitpferde, wundervolle Maultiere, tadellose Bekleidung und Ausrüstung. Die Mannschaften benahmen sich gegen uns Deutsche einwandfrei, während das Benehmen der englischen Offiziere in hohem Masse unhöflich und unanständig war und jede Ritterlichkeit gegenüber dem besiegten Feinde vermessen liess - eine Erscheinung, auf die wir nicht nur in Batum, sondern auch während unseres Aufenthaltes in Konstantinopel und Prinkipo stiessen.

Am 8. Februar bei strömendem Regen wurden wir endlich eingeschifft: wir Männer auf einem kleinen, schmutzigen und nicht beladenen Frachtdampfer, die Frauen und Kinder zusammen mit einem grösseren Militärtransport auf einem anständigen grossen Passagierdampfer. Während der viertägigen Überfahrt nach Konstantinopel erhielten wir keine warme Verpflegung, sondern nur Tee, Cornedbeef und Brot. Den kleinen Salon mussten wir nach beendeter Mahlzeit sofort räumen. Die See war sehr unruhig, das Wetter stürmisch und regnerisch; mangels eines geeigneten Aufenthaltsortes und teilweise wegen Seekrankheit brachten wir den grössten Teil der Zeit in unseren Kojen liegend zu. Wegen Schneetreibens und Nebels mussten wir vor dem Eingang in den Bosphorus stundenlang vor Anker liegen. Am 11. Februar um 2 Uhr mittags trafen wir in Konstantinopel ein und gingen zunächst in der Nähe des Heroturmes vor Anker. Zum ersten Mal sah ich Konstantinopel im Schnee. An den nächsten Tagen hatten wir wieder herrliches Frühlingswetter und im Hafen herrschte der lebhafteste Verkehr.

Am Nachmittag des 13. Februar wurden wir an Bord des entsetzlich schmutzigen und unbequemen türkischen Dampfers "Tir i Midschigen" überführt, wo wir die Frauen und Kinder der Delegation wieder trafen. Die Engländer hatten unsere Überwachung und Betreuung den Türken übertragen. Bei der Abfahrt von dem englischen Frachter mussten wir noch eine empörende Scene erleben. Unter den Augen und mit dem Beifall Ihrer Offiziere bewarfen uns beim Umsteigen auf den kleinen Hafendampfer, der uns zu dem türkischen Schiff bringen sollte, die sich an Bord eines neben uns liegenden grossen Passagierschiffes befindlichen englischen Soldaten mit Rüben und anderen harten Gegenständen. Es war gut dass man uns unsere Revolver abgenommen hatte.

Der schwedische Gesandte, dem die Vertretung der deutschen Interessen übertragen war, lag leider Krank im Hospital. Sein Stellvertreter war der schwedische Militärattache, ein Oberst Aalgreen. Obwohl er in München im Infanterie Leib Regiment unter meinem Vetter Fritz gedient hatte, ihm mein Name also bekannt war, kümmerte er sich in keiner Weise um uns; ich habe ihn überhaupt nicht zu Gesicht bekommen.

Am 18. Februar wurden die mit der Delegation reisenden deutschen Zivilisten auf der „Gorcovado“ eingeschifft, um in die Heimat überführt zu werden - mit ihnen auch mein Adjutant

Rittmeister von Lersner, der sich durch Vermittlung des holländischen Gesandten diese Vergünstigung erwirkt hatte. Wir Militärs und die beiden Schwestern wurden bei stürmischer See nach der Insel Prinkipo überführt.

Unsere Bewachung und Betreuung war dem türkischen Oberstleutnant Kemal Bey übertragen worden. Er unterzog sich dieser Aufgabe mit aner kennenswertem Takt und grosser Liebenswürdigkeit. Wir dürften uns auf der Insel frei bewegen. Nachdem wir die ersten Nächte in einem der grossen Hotels von Prinkipo verbracht hatten, bezog ich mit den beiden Schwestern, Danzer, meinen beiden Dienern und Herrn von Hamrn eine kleine Villa, die wir um teures Geld Von einem in Konstantinopel lebenden griechischen Notar gemietet hatten. Glücktlicher Weise hatten uns die Engländer unser Geld nicht abgenommen. Das Häuschen lag am Westende des Ortes Prinkipo mit herrlichem Blick auf das Meer und die gegenüberliegende Insel Halki. Die beiden Schwestern führten uns den Haushalt und kochten für uns. An manchen Tagen herrschte bereits sommerliche Temperatur.

Eine Reihe deutscher und türkischer Kameraden besuchten mich während der ersten Wochen unseres Aufenthaltes in Prinkipo. Man erzählte mir zahllose Gerüchte, aber nur sehr wenig Tatsachen. Wertvoll waren lediglich die Mittellungen des Legationsrates Schwörpel, der der schwedischen Gesandtschaft in Konstantinopel zur Bearbeitung der deutschen Angelegenheiten zugeteilt war. Aus seinen Mitteilungen ging hervor, dass im feindlichen Lager und bei der türkischen Regierung grosses Durcheinander, Uneinigkeit und gegenseitige Anfeindung bestand. Am 26. Februar erhielt ich die Nachricht, dass die Waffenstillstandskommission aus Paris den Befehl erhalten habe, keinen der deutschen Generale aus der Türkei abreisen zu lassen. Ich sollte einen Offizier namhaft machen, der mit mir in Prinkipo verbliebe, während die anderen Mitglieder der Delegation demnächst nach Deutschland abtransportiert werden wurden. Hauptmann Kurt Sterke - mein alter bewährter Kampfgenosse aus der Wüste und aus Palästina bot sich freiwillig und ohne von mir aufgefordert zu sein an, mit mir sich in Prinkipo internieren zu lassen.

Als ich Düsel mitteilte, er konnte nun auch heimreisen, meinte er unter Tränen: „Ich müsste mich ja vor der gnädigen Frau Baronin und dem Herrn Bruder zu Tode schämen, wenn ich meinen Herrn jetzt im Stiche liess.“ So brave and anständige Soldaten hat es damals trotz der Revolution noch gegeben. Auch der unverheiratete Theodor erklärte, dass er selbstverständlich bei mir bleiben würde.

Sehr schwer lastete in diesen Wochen auf uns die Unsicherheit über die Lage in der Heimat. Insbesondere beunruhigten mich die Gerüchte, die über die Lage in Bayern, die Ermordung Eisners und deren Folgen umliefen. Wir waren ausschliesslich auf Feindzeitungen angewiesen, von deren Nachrichten wir nie wussten, ob und wie weit sie der Wahrheit entsprachen. Während der ganzen Dauer meiner Internierung in Prinkipo hat mir die englische Zensur auch nicht einen der vielen für mich eingetroffenen Briefe ausgehändigt.

Am 9. März gingen die Herren der Delegation an Bord der „Mina Horn“ und am nächsten Tag die Schwestern an Bord „Tir i Midigan“, wo sie ganz miserabel mit den vielfach kranken Soldatenweibern untergebracht wurden - eine nicht unbetrachtliche Anzahl deutscher Soldaten hatten sich Frauen der schlechtesten Klasse aus dem Kaukasus mitgenommen. Der Abschied fiel uns allen schwer; während unseres langen Zusammenlebens war auch nicht einmal eine Trübung der guten Beziehungen unter den Delegationsmitgliedern eingetreten. Sterke zog in mein Haus ein und die Küche wurde nun von Theodor und Düsel besorgt. Letzterer entpuppte sich als ein recht guter Koch.

Wir durften die Insel nicht verlassen, konnten uns aber auf ihr frei bewegen und nutzten dies zu ausgiebigen Spaziergängen aus. Am 29. März erschien überraschend Graf Schulenburg. Er war bereits am 25. in Konstantinopel eingetroffen, war vier Tage lang im Gefängnis in Galata unter höchst unwürdigen Zuständen eingesperrt gewesen und sollte nun unser Schicksal teilen. Er zog in unser Haus. Für mich war es eine grosse Freude und Wohltat einen mir so sympathischen Herrn als Gesellschafter zu bekommen.

Die immer unverschämter werdenden Förderungen des griechischen Hausbesitzers zwangen uns zu einem Wohnungswechsel. Wir bezogen ein im Inneren des Ortes gelegenes, gleichfalls einem Griechen gehörendes Haus, in dem wir ganz gut untergebracht waren, dem aber die schöne Aussicht auf das Meer abging.

Die uns Ende April über das Auftreten und die Tätigkeit Mustafa Kemals zugehenden Nachrichten riefen bei uns den Gedanken wach, nach Anatolien zu fliehen und uns Mustafa Kemal zur Verfügung zu stellen. Da wir zur Durchführung dieses Planes türkischer Hilfe bedurften - Bereitstellung von Pferden, Führern und Dolmetschen - brachte ich gelegentlich eines Besuches von Reffed Pascha unseren Plan zur Sprache und erbat mir seinen Rat. Reffed erschrak sichtlich und bat mich dringend von diesem Gedanken Abstand zu nehmen, weil wir durch unsere Flucht die türkische Regierung in die grösste Verlegenheit bringen würden. Ich sah die Berechtigung seiner Einwände ein und versprach ihm, unsere Pläne fallen zu lassen. Er scheint aber meinem Versprechen nicht getraut und den Engländern von unseren Absichten Meldung gemacht zu haben. Als wir am 10. Mai unseren üblichen Spaziergang um die Insel machten, wurden wir von einem Auto eingeholt, dem ein englischer Offizier entstieg und uns aufforderte, sofort nach Hause zurückzukehren, da Befehle für uns vorlägen. Wir fanden unser Haus von einer englischen Kompanie umstellt, ein englischer, sehr manierloser Generalstabsoffizier untersuchte unser Hab und Gut und unterzog uns auch einer Leibesvisitation ohne irgendwelches belastendes Material zu finden. Meine in hohlen Stiefelhölzern verborgenen Tagebücher wurden nicht gefunden. Es wurde uns eröffnet, dass wir, unsere Diener und die griechischen Hausleute das Haus nicht ohne Begleitung verlassen dürften. Tag und Nacht wurde das Haus von vier Posten bewacht. Wir wurden von jedem Verkehr abgeschlossen und dürften keine Besuche mehr empfangen. Der Chef der eigens zu unserer Bewachung nach Prinkipo verlegten englischen Kompanie - ein biederer, sehr anständiger kleiner Farmer - erschien jeden Morgen, fragte nach unseren Wünschen und kaufte dann höchst persönlich auf dem Markte unsere Küchenbedürfnisse ein. Mit einer Bedeckung von drei Mann, die jeweils vor unseren Augen auf sein Kommando ihre Gewehre scharf luden, führte er uns dann eine Stunde lang spazieren. Weder über die englischen Subalternoffiziere noch über das Benehmen der englischen Soldaten hatten wir jemals die geringste Klage, wogegen das Verhalten der höheren englischen Offiziere - unserer Berufsgenossen - in hohem Grade gehässig und unritterlich war. Bei unseren Spaziergängen hatten wir Gelegenheit zu beobachten, wie unfreundlich die Beziehungen zwischen den englischen und französischen Offizieren waren. Auch bei den nicht selten im Internierungslager „Moda“ stattfindenden Raufereien zwischen den Soldaten der verschiedenen Nationalitäten hielten stets Engländer und Deutsche zusammen gegen die Franzosen. Einwandfrei war das Verhalten der in Prinkipo stationierten italienischen Carabinieri.

Ich benutzte die viele freie Zeit zur Lektüre und zur Erweiterung meiner Kenntnis der englischen Sprache. Allabendlich klopfen wir zu meiner geringen Freude zu Dritt Bridge.

Ich habe niemals eine Bestätigung dafür erhalten, dass mein langjähriger Kriegskamerad und schwieriger Untergebener Reffed Pascha gegen mich Anzeige erstattet hat. Es ist nicht ganz ausgeschlossen, dass ich ihm mit meinem Verdacht Unrecht tue und dass es andere, mir unbekanntere Gründe waren, die die Engländer zur Verschärfung der Überwachungsmaßnahmen veranlassten.

Am 10. Juni um 11.30 Vormittags erhielten wir die Mitteilung, dass wir um 15 Uhr an Bord des „Gül Dschemal“, der die letzten deutschen Truppen aus der Türkei nach der Heimat brachte,

eingeschifft würden. Die Einschiffung vollzog sich wieder unter Formen, die jede Ritterlichkeit gegen den besiegten Feind bei den Engländern vermissen liess.

Unsere Reise durch das Mittelmeer war vom herrlichsten Wetter begünstigt. Trotzdem war sie keine reine Freude. Das alte schmutzige Schiff war überfüllt und wenn die deutschen Soldaten sich auch gegenüber ihren Offizieren nichts ernstliches zu Schulden kommen liessen, so war das Zusammenleben mit den sich in Haltung und Anzug vernachlässigenden, revolutionierten Leuten für den alten Soldaten doch ein sehr trauriges Erlebnis. Auch die Herren Kavaliere litten nach dem langen Leben im Konzentrationslager vielfach unter der Drahtkrankheit und waren von solcher Reizbarkeit, dass es fast täglich zu mehr oder minder ernsten Zusammenstossen kam. Dabei spielte die verschiedene politische Einstellung bereits eine verhängnisvolle Rolle.

In Gibraltar hielt uns ein Streik der spanischen Kohlentrimmer zwei Tage lang auf und in Falmouth lagen wir wiederum zwei Tage, um die Unterzeichnung des Friedensvertrages abzuwarten. Der dortige englische Hafenkommendant hatte lange Jahre in Deutschland gelebt. Am Morgen des 22. Juni kam er ganz aufgeregt zu uns an Bord. „Haben Sie schon gehört, Ihre Marine hat ihre Schiffe in Scapa Flow versenkt. Jetzt bekommen doch diese Schweine, die Franzosen Eure schönen Schiffe nicht!“

Am 27. Juni trafen wir in Bremerhaven ein und wurden auf einen Weserdampfer umgeladen. Der Anblick der stillgelegten Werften und Fabriken an den Ufern des Stromes war für uns ein erschütternder Eindruck. In Bremen fand grosser Empfang statt. Die Stimmung der uns begrüssenden und recht unverdienter Weise feiernden Bremenser war denkbar schlecht und niedergeschlagen.

Der Zusammenbruch des Deutschen Reiches hat die Ausnutzung und das Auswerten der materiellen Erfolge verhindert, die unsere Tätigkeit im Kaukasus zu zeitigen begonnen hatte und vor Allem für die Zukunft versprach. Als grossen und positiven Erfolg für Deutschland dürften wir aber die Tatsache buchen, dass wir bei den Kaukasusvölkern und insbesondere bei den Georgiern ein sehr stattliches Kapital an Freundschaft, Sympathie und Vertrauen für uns Deutsche erworben hatten, das uns bei richtiger Ausnutzung und richtiger Politik auch in diesem Kriege von grossem Nutzen hatte sein können. Ich mache mich nicht der Unbescheidenheit und Überheblichkeit schuldig, wenn ich für mich das Verdienst in Anspruch nehme, durch meine Person und durch die von mir betriebene Politik wesentlich dazu beigetragen zu haben, dass bis vor Kurzem der Deutsche Name einen so guten Klang im Kaukasus hatte. Unsere Reichsleitung hat geglaubt, es ablehnen zu müssen, dass den Kaukasusvölkern die von ihnen ersehnte und erstrebte Unabhängigkeit in Aussicht gestellt würde. Sie hat dadurch auf die Ausnutzung des von uns erworbenen wertvollen Kapitals verzichtet. Bei der von ihr geplanten Eroberung des Kaukasus wurde uns zwar die Freundschaft der Kaukasier nicht sehr grosse positive Vorteile gebracht, ihre Feindschaft aber die Lösung unserer Aufgabe ganz ausserordentlich erschwert haben.

